Charaktere
der
vornehmsten Dichter
aller Nationen;

nebst

kritischen und historischen Abhandlungen
über Gegenstände der schönen Künste
und Wissenschaften

von

einer Gesellschaft von Gelehrten.

Siebenten Bandes zweytes Stück.

Leipzig,
im Verlage der Dykischen Buchhandlung.
1805.

Ueber die

Poesie der Alten und Neuern a).

Die Untersuchung über die Verschiedenheiten, die zwischen den ältern und neuern Dichtern obwalten, ist, wie die mit ihr zusammenhängende Frage über die Vorzüge und den Werth beyder, seit der Wiederherstellung der Wissenschaften mehrmahls erneuert und obgleich gewöhnlich zum Vortheil der ersten, doch nicht immer nach denselben Ansichten entschieden worden. Daß für die Erforschung und Festsetzung der eigenthümlichen Merkmahle beyder weder die besondere Stimmung der Urtheilenden, noch die Richtung des Volkes, unter welchem geurtheilt wurde, gleichgültig seyn konnte, leuchtet von selbst ein; den größten Einfluß in die immer von neuem aufgenommene und immer anders gelöste Aufgabe haben jedoch unstreitig die verbesserten Einsichten in das

a) Ein Versuch, den Artikel die Alten in Sulzers Theorie, nach den belehrenden Untersuchungen unserer Philosophen, zu berichtigen und zu ergänzen.

Wesen der Poesie und das tiefere Eindringen in den Geist des Alterthums selbst gehabt. Indem die Kritik jenes gründlicher erörterte und dieses schärfer auffaßte, stieg sie zu immer allgemeinern Begriffen und Urtheilen empor und vertauschte jedesmahl den niedrigern Standpunkt mit einem höhern. Die Bestätigung hiervon liefert besonders die Geschichte unserer Litteratur. Ohne daß wir in jene berüchtigten Streitigkeiten, wem im Gebiethe der Dichtkunst der Vorrang gebühre, eingegangen sind, haben wir doch nicht unterlassen, die Alten und Neuen, bald einzeln bald im Ganzen, sorgfältig zu vergleichen und uns allmählig von beschränkten Aussichten zu weitern und befriedigendern zu erheben. Drey Gesichtspunkte sind es hauptsächlich, von denen, wenn wir einzig bey dem Wesentlichen der Untersuchung stehen bleiben, die Würdigung des poetischen Alterthums unter uns ausgegangen ist. Sie empfehlen sich der Aufmerksamkeit um so mehr, da sie die bedeutendsten von allen sind und die vielfachen Seiten des Gegenstandes sich in ihnen am bestimmtesten und deutlichsten offenbaren.

Der erste, den man auffaßte (man könnte ihn den ästhetisch-technischen nennen), war der niedrigste unter allen. Wenn ein Volk, dessen Litteratur im Aufblühen begriffen ist, sich zu den Geisteswerken

der Alten wendet, um aus ihnen zu lernen und sich nach ihnen zu bilden, so wird es gewöhnlich von keinen Schönheiten lebhafter gerührt, noch von den Vollkommenheiten irgend einer Art stärker zur Nachahmung aufgefodert, als von denen, die sich auf das Geschmacksvermögen beziehn. Wahre und lebendige Schilderungen, eine vollendete poetische Sprache, ein Vers, der sich leicht und gefällig bewegt, eine glückliche Anordnung und Verbindung der einzelnen Theile zu einem Ganzen, mit einem Worte, alles, was sich nach der Idee der Zweckmäßigkeit beurtheilen und gewisser Maßen in Regeln fassen läßt, wird dann in den Schriften der Vorzeit am ersten aufgefunden, bewundert und nachgeahmt. Man glaubt das Verdienst der Griechen und Römer erkannt und den ganzen Unterschied zwischen ihnen und den Römern entdeckt zu haben, wenn man jene Vorzüge empfindet und sie als das schöne Eigenthum des Alterthums auszeichnet. Die Behauptungen, auf welche die Kunstrichter Italiens und Frankreichs ihr Urtheil über den Werth und Unwerth der Alten stützten, die Vorwürfe, mit welchen die eine Partey sie angriff und die Vertheidigungen, welche die andre ihr entgegensetzte, betrafen fast alle die Regelmäßigkeit der Zusammensetzung, die Wahrheit und Würde des Ausdrucks, die Wahl und Anmuth der Bilder und die Richtigkeit und Schicklichkeit der Vergleichungen,

also immer nur die Sorgfalt in der Anlage des Ganzen und in der Ausführung des Einzelnen. Man lese die Bemerkungen, die Boileau, unstreitig der einsichtsvollste französische Kunstrichter der frühern Zeit, zu seiner Uebersetzung des Longin gegeben hat, und in denen er sich hauptsächlich der Alten gegen die Verkleinerungen Perraults annimmt, und man wird finden, daß er überall Worte und Redensarten wägt und richtet, den auf einige geworfnen Tadel des Niedrigen und Unedlen zurückweist, die Empfindungen und Gesinnungen, die Homer und die Tragiker ihren Helden in den Mund legen, als wahr und ihrer Lage gemäß, in Schutz nimmt und andere Ausstellungen durch den bemerkten Abstand zwischen unsern und den griechischen Sitten entkräftet. Eben so verfährt im Ganzen La Harpe, wiewohl zwischen Boileau und ihm ein Jahrhundert liegt. Vergebens sieht man sich in seinem weitläuftigen Gemählde der alten und neuen Litteratur nach einer Vergleichung um, die von einem höhern Standpunkte ausginge. Die Verschiedenheiten, die er zwischen beyden bemerkt, sind immer nur solche, die in den Verschiedenheiten des Geschmacks so weit aus einander liegender Zeiten und Völker, wie er vergleicht, ihren Grund haben, und da er, gleich den meisten seiner Landsleute, keine poetische Gattung mit so viel Liebe umfaßt, als die dramatische, so verweilt er am längsten bey

der Entwickelung der epischen und scenischen Charaktere, und bey der Art, wie die griechischen und römischen Dichter auf der einen und die französischen auf der andern Seite sie bilden und halten. Dieser Theil seines Werkes ist unstreitig der schätzbarste unter allen: aber La Harpe richtet dennoch seinen Blick überall mehr auf das Einzelne, als auf das Ganze, geht tiefer in die Manier, als in den Geist der Schriftsteller, die er beurtheilt, ein, und gewährt uns öfter künstlerische Ansichten, als bedeutende Unterscheidungen.

Die erste Huldigung, die wir Deutsche den Dichtern des Alterthums brachten, bezog sich ebenfalls auf die Form ihrer Werke, den Wohlklang ihrer Sprache, und den vollendeten Ausdruck ihrer Gedanken; und in der That standen wir in allen diesen Rücksichten so weit hinter ihnen, daß es verzeihlich war, wenn wir das Unterscheidende ihrer Poesie in diese Tugenden setzten. Wir dürfen nicht allzuweit in die Geschichte unserer Litteratur zurückgehen, und wir stoßen überall auf Belege, welche jene Behauptung rechtfertigen. Die Frage, ob das Wunderbare die Bedingung des Epos und die Beobachtung der berühmten drey Einheiten das Erforderniß eines guten Drama sey, die Untersuchungen über die Natur und Wirkung der Gleichnisse, über die Macht- und

Bey-Wörter und über die Mahlerey des Ausdrucks, wie sie Bodmer und Breitinger anstellten, überhaupt alles, was zu der so genannten sinnlichen Vollkommenheit der Rede gehört, wurde, nach Anleitung der Alten, erörtert und ausgemittelt, und die ihnen eigenen unverkennbaren Vorzüge der Anordnuug und der Schreibart, als der sie unterscheidende Charakter, betrachtet. Ja selbst, als man von einigen Vorurtheilen, welche sich in diese Schätzung mischten, zurückkam, als man sich überzeugte, daß die Form in vielen Werken des Alterthums durch Zufälligkeiten bestimmt werde, und Mehreres, was man für Eigenthümlichkeiten des Genius der Griechen und Römer hielt, nicht in der Poesie dieser Völker allein, sondern in der Poesie überhaupt, wenn sie diesen Nahmen verdienen solle, sich finden müsse, selbst dann glaubte man noch, Einfalt, Natur und Wahrheit herrschten vorzugsweise in den Schriften der Vorzeit und müßten zu denen sie auszeichnenden Merkmahlen gezählt werden.

Der zweyte Gesichtspunkt zur Begründung des Unterschieds zwischen den Alten und Neuen *b*) bezieht sich — nicht auf die ästhetische und technische

b) Garve hat ihn in seinen Betrachtungen einiger Verschiedenheiten in den Werken der ältern und neuern Schriftsteller, besonders der Dichter, aufgefaßt.

Vollkommenheit in den Werken der erstern, sondern — auf die eigenthümliche Art, wie sie die Natur auffaßten und darstellten. Die Poesie der Alten ist originell, sinnlich und absichtslos, die Poesie der Neuern nachahmend, betrachtend und absichtlich. Offenbar war des eigentlichen Unterrichts bey den Alten sehr wenig. Was sie lernten, das lernten sie in der Natur und unter den Menschen, und was sie von beyden wußten, das wußten sie aus eigener Anschauung und Erfahrung. Wenn Homer, Pindar und Aeschylus zu ihrem Volke reden, so theilen sie ihm nichts mit, als was sie selbst empfanden, sahen, bemerkten, — ihre Einsichten, ihre Begriffe, ihre Erkenntniß, und alles das in der Form, die sie unabhängig von andern, für den Ausdruck ihrer Gefühle und Gedanken in sich selbst finden. Sie haben kein Muster vor sich, an das sie sich halten, und bedürfen keins. Den Stoff ihrer Dichtungen sammeln sie aus der Welt, und auf die Gestalt, die für ihn die passendste ist, leitet sie nicht Beyspiel, oder kritische Forschung, sondern ihr Genius und die in dem Gegenstande selbst liegende Leichtigkeit, ihn auf diese oder jene Art zu bilden. Auf eben dem Wege aber, auf welchem die Darstellungen der Alten ihre Originalität gewinnen, gewinnen sie auch die sinnliche Kraft, durch die sie sich auszeichnen. Wer mehr anschaut, als zergliedert, und lieber zusammenfaßt, als zerlegt,

wird schwerlich das Innere der Dinge und ihre verborgenen Eigenschaften erforschen, allein das Aeußere, das, was sich den Sinnen darbiethet, wird er sehr genau kennen lernen, und es in allen seinen Wirkungen und Beziehungen wieder geben können. So finden wir es in den Dichterwerken der Alten. Den Wechsel der Jahreszeiten, den Auf- und Untergang der Gestirne, das Meer im Sturme, die Wuth des Gewitters, das Ungestüm der Schlacht, die Verheerungen, die Seuche und Krankheit anrichten, — alle diese und ähnliche Gegenstände haben sie auf das fleißigste beobachtet und verstehen sie, unterstützt von ihrer in hohem Grade mahlerischen Sprache, treffend zu schildern. Auch dem Menschen brachte sie ihr Leben, das größtentheils ein öffentliches war, und die einfachen, durch Stand und Rang weniger erschwerten, Verhältnisse des Umganges näher. So erhielten sie Gelegenheit, nicht nur das, was der Gattung gemein ist, wie Empfindungen und Leidenschaften und die unverstellten Aeußerungen beyder, sondern selbst die einzelnen Classen und deren abwechselnde Verrichtungen und Geschäfte aus eigener Anschauung kennen zu lernen und ihrer Poesie die sinnliche Wahrheit und Anschaulichkeit, die ihr Eigenthum ist, mitzutheilen. Endlich, wenn die Alten dichteten, so dichteten sie aus Veranlassung. Ihre Religion, ihre Spiele, ihre Feste weckten den Funken der Begeiste-

rung und gaben ihnen oft den Stoff zu ihren Gesängen. Homers Rhapsodien wurden nicht gelesen, sondern bey feyerlichen Zusammenkünften und Mahlen gehört. Alcäus diente mit seiner Leyer, wie mit seinen Waffen, dem Vaterlande. Pindars Siegeshymnen gingen mitten unter den Kämpfen zu Olympia, Delphi und Nemea und unter denen auf dem Isthmus hervor, und Aeschylus und seine Nachfolger weihten ihre Muse dem Gotte, dessen Verherrlichung die Lenäen und Dionysien galten.

Ganz anders verhält es sich mit der Poesie der Neuern. Von der Lesung der Alten ausgehend, und durch sie unterrichtet, geweckt und begeistert, haben wir uns immer an sie, als unsere ersten Lehrer, hochachtungsvoll angeschlossen. Die Formen, die wir in ihren Werken fanden, sind in den unsrigen beybehalten, ihr Ton und ihre Manier aufgefaßt und wiedergegeben, und sogar ihre Versarten, wenigstens in Deutschland, sorgfältig nachgeahmt worden. Wohin wir forschend das Auge wenden, überall stoßen wir auf fremde Gegenstände, die wir uns erst aneignen müssen. Bald begegnen wir Göttern und Heroen, die unter uns nicht einheimisch sind, bald Sitten, die wir nicht für die unsrigen erkennen, bald einer Natur, die uns nicht angehört. Unsere Dichter, selbst die, welche sich ihre Eigenthümlichkeit am meisten

bewahrt haben, verrathen alle, der so, der anders, daß sie einen Theil ihrer Bildung und ihres Unterrichts von Griechen und Römern erhalten haben. Und möchte nur die Einbuße an Originalität die einzige seyn, die sie auf die Rechnung des Unterrichts schreiben müßten! Aber die gelehrte Erziehung unserer Dichter überhaupt, der Umstand, daß sie den bey weitem größten Theil ihrer Kenntnisse nicht durch sich und die eigene Beobachtung der Dinge, sondern aus Büchern und durch Mittheilung anderer empfangen, hat auf den Geist ihrer Poesie noch einen besondern Einfluß und giebt ihr eine andere Richtung. Sie haben frühzeitig mit der reinen Ansicht der Natur und der Menschen fremde Ansichten und Erfahrungen über beyde vermischt, und sind daher stets in Gefahr, das, was sie empfanden, nicht einfach und lauter, sondern versetzt und künstlich wiederzugeben. Sie haben Fleiß und Mühe angewendet, um sich gewisse Ideen und Begriffe zu eigen zu machen, und so übersehen sie nicht selten die nahen und natürlichen Verhältnisse und Beziehungen und wählen die entferntern und versteckteren. Sie haben sich überhaupt von Jugend auf gewöhnt, nicht sowohl den Eindruck von außen ruhig aufzunehmen, als ihn zu zergliedern und das Innere desselben zu erforschen, und so gewinnen ihre poetischen Darstellungen an Gründlichkeit, Reichthum und Tiefe und verlieren an sinn-

licher Anschaulichkeit und einleuchtender Wahrheit. Dieß alles ist und muß noch um so mehr unser Fall seyn, da wir auch beym Schreiben nicht unbefangen zu Werke gehn, Absicht und Bedürfniß uns immer leiten und unsre schriftstellerischen Arbeiten, im Ganzen, mehr für den Leser als für den Hörer berechnet sind. Wir begnügen uns nicht, auf die Phantasie zu wirken, wir wollen immer zugleich auch den Verstand beschäftigen; wir geben einen Gedanken selten so, wie er ist, wir verkünsteln und verfälschen ihn gewöhnlich, damit er neu und glänzend erscheine; wir meiden nicht bloß das Mystische in der Sprache und im Ausdrucke nicht, wir suchen es oft geflissentlich, weil wir dadurch anziehender zu werden hoffen; wir arbeiten überhaupt in unserer Poesie mehr auf Ideen, als auf Empfindungen, mehr auf Reiz, als auf Wahrheit, mehr auf die Zergliederung des Besondern, als auf die Auffassung des Allgemeinen, mehr auf die Darstellung des Innern und Geistigen in seinen feinsten und zartesten Gestaltungen, als auf das Körperliche und Sichtbare hin. Kein Wunder, daß es in der neuen, wenigstens in der deutschen Litteratur so viele Schauspiele giebt, die sich nicht zur Aufführung auf dem Theater, sondern höchstens zur Mittheilung in einem auserwählten Zirkel, und Oden, die sich nicht einmahl zum Vorlesen, sondern ausschließend zum stillen einsamen Lesen eignen.

Ein dritter Gesichtspunkt zur Vergleichung der Poesie der Alten und Neuern c) giebt die Verschiedenheit, wie beyde auf uns wirken. „Die erstern, sagt ein geistreicher Kunstrichter, rühren uns durch Natur, durch sinnliche Wahrheit, durch lebendige Gegenwart; die letztern rühren uns durch Ideen.“ Die Natur besitzt und beherrscht den Griechen ganz und die möglichst vollständige Nachahmung des Wirklichen macht ihn zum Dichter. Nicht ihn und sein Inneres sollen wir in seinen Gemählden anschauen; nicht erfahren, was er bey seinem Gegenstande empfunden, bemerkt, gedacht hat, nicht von der Stimmung seines Gemüths durch ihn unterrichtet werden; sein Zweck ist: „das Empfangene so ruhig, einfältig und leicht, wie er es empfangen hat, wieder darzustellen“ und uns durch das Leben, die Freyheit und die Kraft seiner Darstellungen für das Dargestellte selbst zu gewinnen. Der Eindruck, den wir aus den Werken der Griechen mit uns hinwegnehmen, ist daher auch ein sich von allen unterscheidender. Heiter kehren wir von ihnen in das Leben zurück, und mit Liebe umfassen wir es von neuem: denn da sie sich völlig in ihren Gegenstand versenken und unsre Phantasie ihn bestimmt aus sich zu erzeu-

c) Ihn wählte Schiller in seiner treflichen Abhandlung über naive und sentimentale Dichtung.

gen zwingen so vergessen wir uns bey ihnen ganz und haben weder Auffoderung noch Veranlassung, an uns und unsern Zustand zu denken.

Der Zögling der neuen Zeit hingegen, den die Erhebung der Wirklichkeit zum Ideale, oder die Darstellung des Ideals zum Dichter macht, entfernt sich schon dadurch auffallend von seinem Vorgänger, daß er sich weit mehr mit sich selbst, als mit seinem Gegenstande, beschäftigt. Der neuere Dichter bezieht den letzten immer auf sich. Er giebt sich ihm nicht hin, er ergreift und durchdringt ihn nicht; er benutzt ihn mehr, um sich in ihm zu spiegeln, und uns durch ihn seine Gefühle, Ideen und Betrachtungen mitzutheilen. Der alte Dichter waltet unsichtbar über seinen Gegenstand, und tritt selten aus der Wolke hervor, die ihn verhüllt; der neuere zeigt sich gewöhnlich, oder erinnert doch oft an sich. Dafür ist aber auch der Eindruck, den er zurückläßt, von jenem, den wir vorhin schilderten, sehr verschieden. Da der Zweck des Neuern ist, uns hauptsächlich durch Reflexionen zu gewinnen und festzuhalten, so beschäftigt er uns auch merklicher, als der Dichter der ältern Zeit, und da seine schönsten Darstellungen in dem Gebiethe der idealischen Welt liegen, so macht er uns gewöhnlich mit unserm Zustande unzufrieden. Wir folgen ihm mit Anstrengung während

dem Lesen, und wir kehren mit einer gewissen Abspannung, und nicht sehr erheitert, aus den höhern Bezirken, in die er uns versetzt hat, zu der wirklichen Natur zurück.

Dieß sind, so viel ich weiß, die wichtigsten Gesichtspunkte, aus denen man bisher die Dichter unserer Tage und der Vorzeit verglichen hat. Zwey Fragen biethen sich, bey einer genauen Betrachtung von selbst dar. Die erste: Treffen sie nicht alle in einem gemeinsamen Punkte zusammen, und welches ist dieser? Die zweyte: Liegt etwas in ihnen, um den Werth der Alten und Neuern zu bestimmen?

Schon die sich ähnelnden Ideen, denen man in allen diesen Ansichten begegnet, lassen die Bejahung der erstern Frage vermuthen. Auffassen der äußern Natur und Eindringen in den innern Menschen, sinnliche Anschaulichkeit und gehaltvolle Geistigkeit, einfältige Darstellung und sorgfältige Einkleidung, ungetheilte Richtung der Aufmerksamkeit auf den Gegenstand und Beachtung mannigfaltiger Nebenbeziehungen, diese Merkmahle sind es, die zuletzt in allen Wendungen der Vergleichung, als die wahrhaft charakteristischen, vorkommen. Wenn die eine vor der andern, und vor allen die letzte sich auszeichnet, so ist es zwar allerdings, weil sie die Aufgabe

besser und vollständiger löst, aber doch noch mehr darum, weil sich an die gewählte Ansicht eine Menge fruchtbarer Nebenbetrachtungen reihen und wir zu einem befriedigendern Aufschlusse über die Natur der Dichtkunst und der Dichtungsarten und deren Wirkung gelangen. Vielleicht wird, was ich behaupte, durch die Art, wie ich den Unterschied zwischen den Dichtern der ältern und neuern Zeit bestimme, einleuchtender werden.

Der Dichter eines Volkes, das, wie die Griechen, seine Bildung von keinem andern empfängt, sondern sie sich selbst giebt, kann keinen belohnendern Stoff für seine Muse finden, als ihm das wirkliche Leben und die ihn umgebende Natur gewährt. Beyde sind so reiche Gegenstände, die zur Darstellung auffodern, und die Darstellung beyder so verdienstlich. Warum sollte er in sich aufsuchen, was er außer sich findet, und sich in die Ideenwelt versteigen, da die sinnliche unberührt vor ihm liegt? Selbst in die entfernten Wirkungen und feinen Beziehungen der letztern hat er nicht nöthig einzugehn: denn die gewöhnlichsten sind noch nicht in Worte und Rhythmus gekleidet und für den Hörenden völlig neu. Nur auffassen und in ihrer ganzen Individualität wiedergeben darf er sie, und Alle werden das bildende Talent des Künstlers in ihm bewundern und zu seinen

Gesängen sich hinneigen. Und in der That, was geht ihm ab, um nicht bloß des Beyfalls seines Zeitalters, sondern auch der Schätzung des künftigen versichert zu seyn? Wenn jenes sich an der, vom Zwecke der Belehrung und Mittheilung unzertrennlichen, Verständlichkeit des zur Lyra tönenden Liedes ergetzt, so werden diese die kunstlose Einfalt, die Folge der genannten Tugend, erheben. Wenn jenes sich der zum ersten Mahle glücklich ausgedrückten Empfindung und Erscheinung freut, so werden diese die Wahrheit des originellen Gemähldes bewundern. Wenn jenes endlich die in das Einzelne heruntersteigende und alles erschöpfende Genauigkeit und Vollständigkeit der Schilderung mit Vergnügen beachtet, so werden diese die Treue, mit welcher der Dichter seinen Gegenstand aufnimmt und festhält, sein Eingehen in das Object, oder mit andern Worten, die Objectivität seiner Darstellungen rühmen.

Durch solche Merkmahle, denke ich, unterscheiden sich die Dichterwerke eines von fremder Bildung unabhängigen Volkes, so lange es noch in dem Kindesalter der Sinnlichkeit lebt, seine Geschäfte und Bedürfnisse es an die Natur fesseln und von philosophischen Beobachtungen und Untersuchungen abziehn, seine Barden keine müssige Volks-Classe ausmachen, sondern zu dem Ganzen gehören, nicht singen, um zu

vergnügen, sondern das heilige Amt der Lehrer und das ehrwürdige der Geschichtsbewahrer verwalten, und die Poesie ganz eigentlich ein Drang und eine Gunst der Natur ist. Aber eine andere Richtung empfängt der Dichter, wenn Wissenschaften und Kenntnisse fortschreiten, der Blick von dem Aeußern sich mehr auf das Innere lenkt, die Summe unserer geistigen Erfahrungen und Beobachtungen größer und zugleich wichtiger für uns wird, und der Kreis der allgemeinsten in die Sinne fallenden Erscheinungen der Natur durch die poetische Darstellung erschöpft ist. In dieser Periode nährt sich die Poesie vorzüglich von Ideen und sucht ihnen Gestalt und Farbe zu geben. Sie zieht die Gegenstände der übersinnlichen Welt, die der ungebildete Mensch nicht beachtet oder mit der sinnlichen Welt vermischt, der gebildete hingegen mit heißer Liebe ergreift und zu erforschen strebt, in ihr Gebieth und verleibt sie ihm ein. Sie weist unaufhörlich auf die höhere Bestimmung des Menschen hin und ordnet dieser die irrdische unter. Sie begnügt sich nicht, die Phantasie zu bewegen und ihr bestimmte Anschauungen vorzuhalten; sie sucht eben so oft und öfter den Verstand und das Herz zu beschäftigen und so ihren Schilderungen einen eigenthümlichen Reiz beyzumischen. Sie benutzt die Leidenschaften nicht bloß als Triebfedern zu Handlungen; sie zergliedert sie und bringt ans Licht, was

auf dem Grunde der Seele verborgen ruht. Sie bleibt endlich, wenn sie sinnliche Erscheinungen mahlt, nicht bey dem, was sich auf der Oberfläche zeigt, und auch dem blöden Auge sichtbar wird, stehen, sondern nimmt die zärtern Umrisse und feinern Schattirungen auf. Sammeln wir die Eigenthümlichkeiten einer von solchen Zwecken und Bestrebungen ausgehenden Poesie, so sind es folgende. In der Poesie der Alten beherrscht, in der Regel, das Object den Dichter ganz, in der Poesie der Neuern tritt er selbst, das Subject, stärker hervor. Jene beschäftigt sich hauptsächlich mit der Darstellung der sinnlichen Natur, diese mehr mit der Auffassung der geistigen. Die erstere sucht und erwartet kein anderes Interesse für ihren Gegenstand, als das, was ihm beywohnt, die letztere mischt ihm gern noch ein fremdes, — das der Empfindung, bey. Die eine giebt den Gegenstand, wie er ist, die andere giebt mehr Reflexionen über ihn und über den Eindruck, den er hervorbringt.

Ich komme zu der zweyten Frage: Läßt sich aus der Verschiedenheit zwischen den ältern und neuern Dichtern etwas über den Werth und die Vorzüge beyder bestimmen?

Diejenigen, welche so fragen, meinen nicht immer dasselbe, vielmehr fassen auch sie sehr ver-

schiedene Gesichtspunkte auf. Die Frage heißt nähmlich entweder bloß so viel: Erreichen wir die Alten in der technischen Vollkommenheit ihrer Werke? Oder sie will sagen: Können wir uns, von Seiten der Originalität, mit ihnen vergleichen? Oder sie bedeutet: Sind wir, in Absicht auf die Wahl und Behandlung des poetischen Stoffes, überhaupt auf dem rechten Wege, oder verlieren wir uns von ihm, indem wir mehr, als sie, in der Ideenwelt leben und auf die Erregung des Interesse hinarbeiten?

Unter allen dichterischen Vollkommenheiten sind die technischen offenbar diejenigen, die sich am ersten erreichen lassen, weil sie gewisser Maßen erwerbbar sind. Beurtheilen wir die Werke der Griechen und Römer aus diesem Gesichtspunkte, so sind, seit die Iliade nicht mehr als ein Ganzes betrachtet werden darf, die Trauerspiele des Sophokles das Vollkommenste, was die erstern in Absicht auf Anordnung und Zusammensetzung aufweisen können, und das Vollendetste in der römischen Litteratur Virgils Georgika und Aeneide, und die Oden Horazens: denn ob wir, statt des letztern, nicht lieber einen Alcäus und eine Sappho und mit dem Sophokles zugleich Menandern nennen würden, läßt sich itzt leider! nur wahrscheinlich vermuthen, nicht mit Gewißheit behaupten. Unter den neuern Nationen ist bekanntlich

keine, die nicht ein Heldengedicht von Umfang und anerkanntem Werthe besäße: indeß müssen wir, wenn wie unparteyisch prüfen, gleichwohl gestehn, daß, ungeachtet aller, selbst von dem neusten Ausleger zugestandenen, Fehler im Plane der Aeneide, keine unserer Epopöen, bey gleicher Mannigfaltigkeit, sich einer gleichen Uebereinstimmung und Verbindung der einzelnen Theile rühmen könne. Erinnern wir uns der bedeutendsten, des wüthenden Rolands, des befreyten Jerusalems, des verlornen Paradieses, der Messiade! Reicher an Ereignissen mögen sie leicht alle seyn; so viel Zweckmäßigkeit in der Anordnung des Ganzen, wie in der Aeneide herrscht, offenbart sich in keiner. Ein noch größeres Lob gebührt dem Lehrgedichte des Römers. Die neuere Zeit besitzt kein Werk, das mit dem römischen, von Seiten der Form, (denn daß wir keins von ähnlichem Inhalte aufweisen können, ist längst bekannt,) eine Zusammenstellung aushielte. Wenn wir indeß nicht Gattung gegen Gattung halten wollen, — wenn bloß von einer Vergleichung im Allgemeinen die Rede ist, so wird wohl Niemand zweifeln, daß es den Neuern so gut, wie den Alten, gelungen sey technische Vollkommenheit mit poetischem Geiste zu paaren. Popens Lockenraub, Boileaus Pult und Wielands Musarion können, wenn von erzählenden Gedichten die Rede ist, gewiß mit allem Recht, zu-

gleich als geistreiche und als vollendete Werke, und unter den dramatischen Versuchen der Deutschen, in beyderley Rücksichten, zum mindesten Emilie, Minna, Nathan und Iphigenia genannt werden. Noch weniger dürfen wir eine Vergleichung zwischen den alten und neuen Lyrikern scheuen. Es sey mir erlaubt, hier das Urtheil, welches ein Kunstrichter, der gerade kein Lobredner der Neuern ist, über Ramler fällt, anzuführen.

„Schon die nackten Plane mancher Ramlerischen Oden, sagt er, enthalten mehr wahren Dichtungsgeist, und verdienen die Bewunderung der Kenner mehr, als mancher vollendete lyrische Gesang. Die Anlage der meisten Lyriker ist gewöhnlich nichts mehr als Prose: Ramlers erster Gedanke ist oft schon Poesie. Jene glänzen durch einzelne Schönheiten, welche, gleich Brillanten, bald hier, und bald dort hervorschimmern. Sie blenden uns beym ersten Anblicke, und lassen uns, wie jede leblose Schönheit, bey wiederholter Betrachtung, kalt. Ramler gießt unsichtbaren Reiz über das Ganze aus, der, wie die geistige Schönheit eines seelevollen Antlitzes, uns nie ermüdet, und stets zu neuem Genusse einladet. Selbst seine Schönheiten des Details stehen selten für sich allein da. Sie greifen oft, und nicht selten tief in den Plan ein, sind voll Bedeutung und Leben, und beschäftigen den Verstand nicht weniger angenehm,

als die Einbildungskraft.“ Ich wüßte nicht, wie man den römischen Horaz von Seiten seiner künstlerischen Vollendung treffender loben könnte, und doch ist dieß Lob, dem deutschen Horaz gegeben, nicht minder gerecht und passend. Wenn, außer ihm, kaum noch zwey oder drey unter unsern Lyrikern sind, auf welche Hottingers Schilderung anwendbar ist, wenn es überhaupt in der neuen Litteratur nur wenige Werke giebt, die durch Zweckmäßigkeit und durch Vollkommenheit der Form die strenge Kritik befriedigen, so müssen wir nicht vergessen, daß wir auch in der griechischen Litteratur vieles als Erzeugnisse eines reichen Genies, nicht als Meisterstücke eines geprüften Geschmacks bewundern, und selbst Euripides, wenn vom Technischen die Rede ist, nicht mitgezählt wird.

Einen bey weitem schwierigern Kampf mit den Alten haben wir zu bestehen, wenn die Frage die Originalität betrifft. Der Besitz ihrer litterarischen Schätze ist nun einmahl durch Erbschaft auf uns gekommen. Ob wir ohne sie diese Richtung würden genommen, diesen poetischen Stoff behandelt, diese Formen gefunden haben, bleibt wenigstens zweifelhaft. Es ist wahr, die großen Thaten der Helden, die erschütternden Wechsel des Glückes, verschmähte und erhörte Liebe, großmüthige Aufopferung, Vater-

land, Freunde, Verwandte haben zu alten Zeiten und unter jedem Himmel auf das Herz des Menschen gewirkt; auch haben die Griechen nicht allein eine Geschichte poetisch erzählt, eine Handlung in Dialogen durchgeführt und, was sie empfanden, in feurigen Oden ausgeströmt. Ossian, David und Kalidas thaten dasselbe und wurden nicht von ihnen geleitet. Aber bey dem allen steht fest, daß unsre Bildung auf die Bildung der Alten gegründet ist, die Formen ihrer Werke nicht bloß im Allgemeinen ausgedrückt, sondern nachgeahmt, und von uns Deutschen so gar ihre Versarten in unsre Sprache eingeführt worden sind. Wohin wir blicken, unsre Poesie erinnert an die Religion, das Leben und die Sitten der Alten, unsere Epopöen, Dramen und Oden tragen den Zuschnitt der ihrigen und unsre Darstellungen ihr Gepräge. Wollen und dürfen wir uns zu behaupten erkühnen, daß dieß alles so seyn würde, wenn sie nicht vorangegangen wären? oder ist es nicht der Klugheit gemäßer, aufzugeben, was wir zuletzt doch aufgeben müssen und, wie ich glaube, ohne große Einbuße aufgeben können?

Denn in der That, was ist es, das wir verlieren? Ist der Ruhm der poetischen Originalität an die Beobachtung äußerer Formen, an die Benutzung der alten Götterlehre, deren sich überdem mehrere

unserer Dichter enthalten haben, und an den ebenfalls nicht allgemeinen Gebrauch der griechischen Versarten geknüpft? Büßt Shakespear an Selbstständigkeit und Eigenthümlichkeit ein, weil er die Einrichtung und Anordnung seiner Dramen von den Alten entlehnte? ist der Geist in Hamlet nicht sein eigen, weil Aeschylus, den er überdem nicht einmahl aus einer Uebersetzung kannte, den Geist des Darius vor ihm auf die Bühne gebracht hat? oder würden wir den Ossian für weniger originell halten, wenn er seine Lieder in alten Sylbenmaßen gesungen hätte? In der Art, wie der Dichter die Natur anschaut, ihre Eindrücke zu ästhetischen Ideen bildet und diese Ideen mittheilt, offenbaren sich die eigenthümlichen Anlagen eines poetischen Geistes, und diese Anlagen sind unvergänglich, weil zwar ihre Aeußerung mit zufälligen Umständen zusammenhängt, sie selbst aber nicht in ihnen gegründet sind. Die Schnelligkeit, mit der die Poesie der Griechen emporgeblüht ist, und das Glück, mit dem sie sich in den mannigfaltigsten Dichtungsarten versucht haben, lassen schon den Philosophen vermuthen, was der Geschichtschreiber bestätigt, daß ihnen die Verhältnisse, in denen sie lebten, ungemein günstig waren, um sich innig mit der Natur zu befreunden, das Darstellbare aus ihr mit Leichtigkeit aufzufassen, und es eben so treu als kräftig wiederzugeben. Wenn es ihnen indeß durch

das Zusammentreffen mehrerer eigenthümlich glücklicher Ursachen gelungen ist, einen großen Theil von dem poetischen Reichthume der Natur zu erobern, so ist doch die Natur selbst zu herrlich ausgestattet, um sich so leicht erschöpfen zu lassen, und der empfangende Geist des Menschen zu wunderbar gestaltet, als daß sie sich nicht immer neu in ihm abspiegeln sollte, zu geschweigen, daß die Ansichten und Erscheinungen der Sinnenwelt nicht unter allen Himmelsstrichen dieselben sind, und mit dem erweiterten Leben der Menschen sich auch die Beziehungen des Lebens vervielfältigen und dem Dichter neuen Stoff zu Darstellungen gewähren; die Wahrheit dieser Bemerkung bestätigt sich durch die ganze poetische Litteratur des neuen Europa's. Welch ein Schatz von neuen Beschreibungen, Gleichnissen, Bildern liegt nicht in Milton und Klopstock! Wie unendlich mehr haben Geßner und Voß in der Natur wahrgenommen, als Theokrit und Virgil! Was für eine Gallerie der mannigfaltigsten Charaktere eröffnet sich uns in unsern scenischen Dichtern! Wie viel anziehende Schilderungen und Situationen sind nicht durch das Verhältniß der Liebe, wie es sich aus dem Ritterthume entwickelt hat, veranlaßt und herbeygeführt worden! Um wie viel besser kennen überhaupt unsere Dichter den innern Menschen, als ihn die alten kanuten, und was verdanken wir dieser Kenntniß

nicht alles! Die Reichthümer, zu denen wir auf diesem Wege gelangt sind, waren offenbar den Dichtern der Vorzeit unbekannt und würden, wenn wir sie ihnen mittheilen könnten, für neuentdeckte erkannt werden.

Aber vielleicht stehen wir ihnen gerade um deswillen nach, weil wir uns von der Sinnenwelt weiter, als wir sollten, entfernt und die Welt der Ideen und der Ideale für uns zu erobern gesucht haben; vielleicht verliert unsere Poesie eben dadurch gegen die ihrige, weil sie zu tief in die feinern Verhältnisse der Natur und des Lebens eingeht und sich zu nah an das Gebieth des Unsichtbaren und Uebersinnlichen hält; vielleicht entsteht eben hieraus die nicht rühmliche Eigenheit, daß sie, in Vergleichung mit der Poesie der Griechen und Römer, der Einbildungskraft zu wenig bestimmte Gestalten vorhält und, was ihr an Anschaulichkeit mangelt, durch das der Schönheit fremde Interesse der Empfindung und des Verstandes zu ersetzen strebt.

Das erste, was einem Jeden bey einer nähern Prüfung dieser Zweifel beyfallen muß, ist, daß selbst die Alten sich in ihren Darstellungen nichts weniger, als rein von subjectivem Einflusse erhalten haben. Die Reden, die Euripides seinen Personen in den

Mund legt, sind ihrem Zustande oft so gar nicht angemessen, und geben ein so lebhaftes Bild von der athenienſiſchen Agora, daß man auch wider seinen Willen an den Dichter erinnert wird, der seine Zuhörer noch durch andere Mittel, als die ihm das Object darboth, zu fesseln suchte, und Horaz genügt den Bedingungen der Objectivität, wie schon eine flüchtige Bekanntschaft mit ihm lehrt, weder in seinen Oden, noch in seinen Episteln. Die Linie, durch welche einige den Unterschied zwischen den alten und neuen Dichtern haben bestimmen wollen, ist also wenigstens nicht sehr genau und vorsichtig gezogen. Doch die Frage, die hier eigentlich in Erwägung kommt, ist, ob durch die wahrgenommene Verschiedenheit der poetischen Behandlung mehr, als ein bloßer Unterschied zwischen den Dichtern der Alten und Neuern, ob ein wirklicher Vorzug zwischen ihnen begründet wird. Irre ich nicht, so trägt jede Classe die Vollkommenheiten und Mängel des Zeitalters, zu der sie gehört, an sich. Die Dichter der Alten sind in ihren Umrissen scharf und begränzt, in ihrer Ausführung einfach und gewiß eine bestimmte Anschauung in der Phantasie zu erzeugen, aber kalt für die Empfindung und für den Verstand nicht befriedigend. Die Neuern sind in ihren Formen freyer, in ihrer Farbenmischung üppiger und nicht immer glücklich genug, in der Phantasie das Bild so bestimmt, wie

sie wollen, hervorzurufen, aber sie fühlen tiefer und geben mehr zu denken. Es ist nicht leicht, das, was uns als poetische Darstellung in den Alten gefällt, von dem zufälligen Reize, den ihre Gedichte, als Urkunden des Alterthums, für uns haben, zu trennen. Es ist eben so schwer, in den Werken der Neuern das Schöne, das aus der glücklichen Behandlung des *Gegenstandes* entspringt, von dem Interessirenden, das ihnen der *Dichter* leiht, abzusondern. Wer die Wahrheit und Einfalt in den Schilderungen Homers liebgewonnen hat, wird sich schwerlich überreden lassen, daß jene Eigenschaften an Härte und Trockenheit gränzen; aber eben so wenig werden die Bewunderer Klopstocks einräumen, daß die schärfere Begränzung, welche man in seinen Gestalten vermißt, nicht durch ihre idealische Schönheit ersetzt werde.

P. Virgilius Maro.

(Er ward zu Andes, einem Flecken im Mantuanischen, den 15 Oct. im Jahre Roms 684 (70 J. v. Chr.) unter M. Licinius Crassus und Cn. Pompejus des Großen Consulate geboren und starb, auf der Rückreise aus Griechenland, wohin er sich, um die letzte Hand an die Aeneis zu legen, begeben hatte, nach einigen, zu Brundus, nach andern, zu Tarent, den 23. Oct. im J. R. 735 (19 J. v. Chr.) unter C. Sentius Saturninus und Q. Lucretius Vespillo Consulate, im zwey und funfzigsten Lebens-Jahre. Seine Blüthe fällt in die Regierung Augusts.)

Es ist eine Erfahrung von eigner Art, die man macht, wenn man die kritischen Urtheile, die, seit Quintilian, über den ersten der römischen Dichter gefällt worden sind, der Reihe nach, mustert: denn so sehr man im voraus darauf gefaßt ist, in einem Gerichtshofe, dessen Entscheidungen nicht von bestimmten Begriffen ausgehn, die Meinungen getheilt zu finden, so ist gleichwohl die Verschiedenheit, die in den Aussprüchen über den Werth und Charakter Virgils herrscht, zu groß, um nicht von ihr befremdet zu werden. Aber fast noch betroffener fühlt man sich, wenn man von der Lesung dieses Dichters zurückkehrt und

es versucht, sich über die Eindrücke, die man aus seinen Werken empfangen hat, mit sich selbst zu verständigen und die verworrenen Gefühle in deutliche Vorstellungen zu verwandeln. Hier glaubt man der Wahrheit, und dort der Achtung gegen ihn etwas zu vergeben. Bald fürchtet man auf das eine seiner Werke zu viel und auf das andere zu wenig Gewicht zu legen. In der einen Rücksicht kommt man sich zu gelind und in der andern zu strenge vor. Ich gestehe, daß diese Erfahrung in dem Augenblicke, wo ich meine vielfachen Bemerkungen über den Dichter unter allgemeine Gesichtspunkte zu ordnen suche, die meinige ist. Ich sehe ein, daß mein Urtheil über ihn ganz anders ausfallen würde, wenn von seinen Gedichten einzig das über den Landbau, und wieder anders, wenn, statt aller, bloß die Aeneis übrig geblieben wäre. Ich empfinde es insbesondere lebhaft, wie schwer es ist, bey dem höhern Maßstabe, den man in den neuern Zeiten an die Verdienste Virgils gelegt hat, gerecht und billig zugleich zu seyn. Vielleicht werde ich beyden Foderungen am meisten genügen, wenn ich die Werke des Römers zuvörderst einzeln würdige und von ihnen zu den allgemeinen Bestimmungen seines poetischen Charakters und den Ursachen, die ihn bildeten, fortgehe.

Unter den Gedichten Virgils begegnen wir zuerst seinen Bukolien, oder, wie sie mit einem ihrem

Inhalte angemessenern und wahrscheinlich von den Grammatikern herrührenden Nahmen heißen, seinen Eklogen, einer Sammlung, in welcher mehrere Stükke seiner frühern Jugend angehören. Wenn einige Kunstrichter diese Versuche unter die Idyllen Theokrits setzten, weil Virgil hier überall als bloßer Nachahmer erscheine, und andere sie über die des Griechen erhuben, weil die Sprache des Römers um vieles edler, netter und ausgebildeter sey, als die seines Vorgängers, so bedachten jene eben so wenig, daß die eine Hälfte von den Eklogen Virgils keine Spur von Nachahmung verrathe, und in der zweyten mehreres so sein Eigenthum geworden sey, daß es der Grieche selbst nicht zurückbegehren dürfe, als diese erwogen, daß der Ausdruck gewöhnlich so viel an Einfalt verliere, als er an Schmuck gewinne, und für die bukolische Dichtungsart die Einbuße leicht bedeutender seyn könne, als die Eroberung. Offenbar giebt es zwischen den Bukolien beyder Dichter weit bedeutendere Unterschiede, als die bemerkten. Sie aufsuchen heißt zugleich den Charakter der Eklogen Virgils festsetzen.

Daß die Welt, in welche uns der römische Dichter versetzt, im Ganzen genommen, keine andere sey, als die, aus welcher uns der griechische entläßt, fällt auch bey einer flüchtigen Umsicht ins Auge. Die

Hirten Virgils wohnen weder in einem verschönerten Arkadien, noch in einem erdichteten Unschuldslande. Der Schauplatz, auf dem sie auftreten, liegt durchaus innerhalb den Gränzen der wirklichen Welt, und die Umgebungen, unter denen sie erscheinen, erinnern nicht an eine idealische Schöpfung, sondern an die wahre Natur. Aber darin unterscheidet sich die Natur, die der frühere Dichter schildert, allerdings von der Natur, die der spätere darstellt, daß wir jene bestimmt erkennen, diese hingegen uns erst mehr nach einer selbstbeliebigen Ansicht bilden müssen. Unter den Bukolien Theokrits ist keins, wo uns das Oertliche der Scene und alles, was um und auf ihr vorgeht, nicht so nah, als möglich, vor das Auge gebracht und nach seinen kleinsten Beziehungen und Verhältnissen bekannt gemacht würde. Wenn der Ziegenhirt den Thyrsis auffodert, das Lied des Daphnis zu singen, so steht sogleich die ganze Gegend, in der sie weiden, die säuselnde Fichte am Ufer des Quells, der vom Felsen herabrauscht, die Tamarisken am Abhange des Hügels, der Hirtensitz unter der Ulme, den Bildnissen des Priaps und der Najaden gegen über, der Becher, der Lohn des Sängers, mit allen seinen Verzierungen, und, als das Lied selbst anhebt, der unglückliche Daphnis, mit der trauernden Heerde zu seinen Füßen und mit allen Göttern und Göttinnen, die ihn theils zu trösten,

theils zu verhöhnen erscheinen, vor uns. So gar das Vaterland des Schiffers, von dem der Becher gekauft, und der Preis, der ihm gezahlt worden ist, sind nicht vergessen. Wenn die beyden Hirten, Damöt und Daphnis, die Liebe Galateens zu Polyphem und seine verstellte Sprödigkeit singen, so tritt gleichsam ein bewegliches Gemählde allmählig vor unser Auge. Wir sehen den Cyklopen, sorglos flötend, auf seinem Felsen, die Schöne nahe am Ufer hinschwimmend und bald seine Schafe bald seinen Hund mit Aepfeln werfend, den Hund selbst, längs dem Meere, das sein Bild zurückwirft, sie unter lautem Bellen verfolgen und auf den Augenblick, wo sie dem Wasser entsteigen wird, lauern. Wenn in den Thalysien der Cydonier Lycidas sich zu den Aerntefeyrern gesellt, so sind die Züge zu seinem Bilde so ungemein sorgfaltig gewählt und so glücklich zu einem Ganzen vereinigt, und wenn seine Begleiter auf dem Landgute ihres Gastfreundes, des Koers Phrasidam, anlangend, sich im Freyen lagern, die Gegend mit allen ihren Reizen so anschaulich geschildert, daß nichts mehr zur Vergegenwärtigung beyder fehlt. Und wem fallen nicht aus den eigentlich mimischen Stücken Theokrits, aus der Pharmaceutria, der Liebe Cyniska's und den Syrakuserinnen, jene mahlerischen Beschreibungen ein, von denen es ungewiß ist, ob sich der Gegenstand, oder das Talent des Dichters treuer

in ihnen spiegle? Vergleichen wir die Idyllen des Griechen in der angegebenen Hinsicht mit den Eklogen des Römers, so kann man sich unmöglich verbergen, daß jene Bestimmtheit und in das Einzelne gehende Umständlichkeit, die in den Gemählden des erstern so bedeutend wird und zur Erhöhung der poetischen Wahrheit so viel beyträgt, dem letztern größtentheils fremd ist. Virgil bleibt fast immer beym Allgemeinen stehn und begnügt sich der Phantasie ein etwaniges Bild vorzuhalten, statt sie zu zwingen, ein fest begränztes aus sich zu erzeugen. Seine Hirten lagern sich unter das Obdach einer breiten Buche, oder zwischen Ulmen, gemischt mit Haselstauden, oder in weiches Gras, oder um eine rauschende Eiche. Sie sind geschickt, der eine das leichte Haberrohr zu blasen, der andere zu singen; sie sind beyde Arkadier von blühendem Alter, sich gewachsen im Gesange und geübt in Antworten; oder sie sind Wettsänger, bey deren Liedern die Luchse gestaunt und die Flüsse still gestanden haben. Die Preise, die sie aussetzen, sind eine junge Kuh, die zwey Kälber nährt und täglich doch noch zweymahl gemolken wird, und ein Becher aus Buchenholz, den Weinranken, gepaart mit Epheutrauben, und die Bildnisse zweyer — Astronomen schmücken, oder eine zerbrechliche Pfeife und ein Hirtenstab, der sich durch die Gleichheit der Knoten und die Schönheit des Beschlages auszeichnet. Sel-

ten stößt man auf ein so liebliches Bild, wie das von der verwachsenen Höhle ist *a*), oder, wenn man einem begegnet, so gehört es gewöhnlich dem Griechen ganz oder größtentheils an *b*). So gar, wo der Römer, wie in der siebenten (V. 12.) und neunten (V. 60.) Ekloge, die Scene der Begebenheit bestimmt angiebt, benutzt er das Oertliche doch nie zu jener dramatischen Darstellung der Handlung, zu welcher es Theokrit mehrmahls, unter andern in der vierten Idylle, so geschickt zu benutzen gewußt hat.

Wenn schon bey der Ergreifung und Auffassung der leblosen Natur der Grieche sein bildendes Talent auf eine ausgezeichnete Weise bewährt, so dürfen wir dieß bey der Schilderung der lebendigen in einem noch höhern Grade erwarten; und welcher seiner Leser wird nicht einstimmen, daß diese Erwartung auf das vollkommenste gerechtfertiget werde? Theokrit ist ein Cha-

a) V. 6. Siue antro potius succedimus; adspice, vt antrum
Siluestris raris sparsit labrusca racemis.
Und doch gewinnt vielleicht auch hier Theokrit durch V. 32—34. und 45—49. den Preis.

b) Z. B. II. 40. Praeterea duo, nec tuta mihi valle reperti
Capreoli, sparsis etiam nunc pellibus albo,
Bina die siccant ouis vbera, quos tibi seruo.

rakter- und Sitten-Mahler, wie es wenige giebt. Er ist in seiner Welt gewisser Maßen eben das, was Homer in der seinigen ist, und steht ihm, als Zeichner, wenig nach. Ich will mich hier nicht auf das in seiner Art einzige Charakter-Gemählde aus dem Alterthume, auf die Syrakuserinnen, berufen, da sie nicht in die Classe der eigentlichen Hirtengedichte gehören. Aber welch ein treuer Spiegel der Empfindungs- Denkungs- und Lebens-Art der Hirten, Fischer und Ackerleute, sind nicht die wirklichen Bukolien Theokrits? Hier spricht und handelt jeder auf eine eigenthümliche Weise. Jede Gestalt drückt sich scharf und genau aus; jeder Einzelne steht in bestimmten Umrissen vor uns. Dieser unzufriedene Battus, der gern alles ansticht und alles bespöttelt, diese feindlich gesinnten Hirten, Konatas und Lakon, die vor lauter Zanken kaum zum Singen kommen können, dieser liebe kranke Schnitter, der das Schwad nicht gerade mäht und hinter dem Nebenmanne zurückbleibt, dieser Polyphem, treuherzig und schwachsinnig, gutmüthig und einfältig zugleich, der, so häßlich er ist, doch nicht begreifen kann, warum Galate ihn nicht liebt, — wie richtig und kenntlich sind alle gezeichnet, und wie deutlich sprechen aller Charaktere sich aus! Es ist eine Gallerie von Gemählden, in der man gern verweilt, weil sie eben so sehr durch Abwechselung unterhält, als durch Wahrheit erfreut.

Ganz anders verhält es sich mit Virgil. Ungeachtet dieser Dichter die arkadische oder idealische Welt, in der man leicht Gefahr läuft, einförmig und unbestimmt zu werden, und den Hirten, wie Geßner, seine eigenen Gefühle und Ansichten zu leihen, keinesweges zu den seinigen gemacht, sondern sich, gleich seinem Vorgänger, an die Wirklichkeit gehalten hat, so steht er dennoch, in Absicht auf die Charakteristik der handelnden Personen, weit hinter ihm zurück. Virgils Tityrus, Meliböus, Korydon, und wie sie weiter heißen, sehen einander alle ähnlich. Keiner zeichnet sich durch besondere Unbefangenheit, oder Spott, oder Laune aus. Keiner überläßt sich dem Drange der Empfindung, oder den Eingebungen der Leidenschaft. Alle sprechen durch den Mund des Dichters, und man merkt es ihren Dialogen nur zu sehr an, daß sie durch ein läuterndes Medium geflossen sind. Verlangt man Beweis, so vergleiche man einmahl das dritte Idyll Theokrits mit der zweyten Ekloge Virgils. Nichts kann wahrer und lebendiger seyn, als das Gemählde verliebter Leidenschaft, das uns der Grieche entwirft. Erinnerung an die bessern Zeiten der Liebe, Furcht von der Geliebten nicht reizend genug gefunden zu werden, Bereitwilligkeit sich allen ihren Launen zu fügen, sehnsüchtiges Verlangen, statt der Biene, durch die Grotte der Schönen zu schwärmen, Verwünschung der

Grausamkeit Amors, neue an die Unempfindliche gerichtete Bitten und Drohungen, trauriges Vorgefühl ehemahliger nun in Erfüllung gehender Weißagungen, denen jedoch eine plötzlich eintretende frohe Ahndung und der Hinblick auf mehrere durch Liebe beglückte Hirten das Gleichgewicht hält, — alle diese, zuletzt in Unmuth und Verzweifelung sich auflösenden, Empfindungen bilden ein ungemein charakteristisches Ganzes, dessen Wirkung noch durch die zwey- und dreyzeiligen Absätze, die jedesmahl einen vollen Gedanken einschließen, glücklich befördert wird. Wie so ganz verschieden von diesem Gedichte ist der Versuch des Römers? Nicht gerechnet, daß bey Theokrit die Scene und die Veranlassung des Gesangs abermahl bestimmt angegeben, bey Virgil hingegen beydes unbestimmt gelassen ist, dort der Hirt, um seine spröde Amaryllis zu rühren, vor ihrer Grotte ein eigentliches Paraklausithyron anhebt, hier Korydon zum Zeitvertreibe den schattigen Buchen seine Leiden klagt, so ist auch die ganze lateinische Ekloge nichts weiter, als ein aus den Stellen mehrerer theokritischen Idyllen kunstreich zusammengesetztes Gedicht, in welchem die handelnde Person, der in Alexis verliebte Schäfer, eine wahrhaft charakterlose Rolle spielt, bald vom Tode spricht und sich halb erzürnt halb trostlos geberdet; bald mit der ganzen Treuherzigkeit des theokritischen Polyphem redet, und

endlich mit der kalten Bemerkung schließt, daß er, statt die Stunde zu versingen, ein einträglicheres und nützlicheres Geschäft hätte verrichten können. Um so Etwas zu Stande zu bringen, braucht man in der That kein großer Dichter, sondern bloß ein geschickter Verskünstler zu seyn. Aehnliche Betrachtungen lassen sich bey den übrigen Eklogen Virgils anstellen, aber die allgemeinen Unterschiede, die, in Absicht auf die Darstellung der belebten Natur, zwischen beyden Statt finden, springen von selbst ins Auge. Wenn (das sind sie) der Grieche immer zuerst darauf sinnt, Handlung und Bewegung in seine Idyllen zu legen, so vernachlässigt der Römer so gar die sich ihm hierzu darbiethende Gelegenheit; wenn der Dialog des erstern steter Ausdruck der Sitten und des Charakters ist, so hält sich der Dialog des letztern gewöhnlich innerhalb den Gränzen des bedeutungslosen Gespräches; wenn bey dem einen endlich das Alter, die Gesinnungen und die eigenthümliche Lage der Hirten sich selbst in ihren Wettgesängen noch offenbart, so lösen sich diese bey dem andern in bloße poetische Uebungen auf.

Eine andere Eigenheit, die einen nicht minder wichtigen Unterschied zwischen beyden Dichtern begründet, ist die richtige Beachtung der Gränzen der bukolischen Dichtungsart. Man hat den Griechen

mehr denn einmahl getadelt, daß er hie und da, statt der edeln, die gemeine Natur zeichne, und ich fürchte, daß man ihm gegen diesen Vorwurf nicht überall in Schutz nehmen könne. Aber wenn dieser Fehler an ihn gerügt zu werden verdient, so gebührt ihm auch auf der andern Seite das Lob, daß er die Kenntnisse seiner Hirten nie über ihre Sphäre erweitert, noch durch eingemischte Gelehrsamkeit an sich erinnert, sondern vielmehr, wenn er einmahl, wie in dem sechsten und eilften Idyll, das Wort nimmt, sich und die er redend einführt, genau unterscheidet. Ein einziges Mahl, in dem siebenten Idyll, könnte es scheinen, als ob Simichidas und Lycidas ihres Standes und Charakters vergäßen, und doch ist auch hier alles so weise gemildert und so vorsichtig behandelt, daß den Dichter zu entschuldigen fast noch leichter ist, als ihn zu beschuldigen. Aber Theokrit hütet sich nicht bloß, alles Fremdartige aus seinen Bukolien zu entfernen, er nimmt sich eben so sorgfältig in Acht, die Gattung zu einem ihr fremden Zweck zu gebrauchen, oder ihr eine Richtung zu geben, die ihrer Natur widerstreitet. Nie ist seinen Idyllen ein verborgener oder allegorischer Sinn, der erst herausgedeutet und aufgeklärt werden müßte, untergelegt. Sie alle sagen das wirklich, was sie zu sagen scheinen, und verwirren den Ausleger nie. Eben so wenig tragen Gegenstände, die der bukolischen Einkleidung

widerstreben, die Gestalt und Farbe des Hirtengedichts. Was nicht für die ländliche Muse gehört, wird nicht in ihren Kreis gezogen, und was sich für die Lyra eignet, nicht zum Haberrohr oder zur Syrinx gesetzt. Wenn Theokrit den Raub des Hylas singt, so ist er nicht mehr bukolischer, sondern epischer Dichter, uud wenn er den Ptolemäus Philadelphus und seine Gemahlinn verherrlicht, so ist es der Städter Thyonichus und die Sängerinn am Hofe zu Alexandria, die sich über die Vorzüge des Königes und der Königinn verbreiten.

In den Eklogen des Römers sehen wir uns vergebens nach einer gleich sorgfältigen Behandlung um. Nicht genug, daß Virgils Hirten von Arar und Tigris, von Asien und Scythien, von Kreta und dem Oaxes, von Timanus und den entlegenen Garamanten, von dem Astronomen Konon und dem mit dem Zirkel beschriebenen Himmel, von Bavius und Mävius sprechen, — mehrere Gegenstände, die der Dichter bukolisch ausgeführt hat, sagen dieser Ausführung überhaupt so wenig zu, daß man sie, bey allem auf Sprache und Darstellung verwandten Fleiße, doch für verunglückte Versuche erklären muß. Ich will hier weder die erste noch die neunte Ekloge in Anspruch nehmen, ungeachtet durch die Seitenblicke, die Virgil bald auf seine Verhältnisse, bald

auf seinen Gott, den August, wirft, der Ueberredung, daß hier wirklich Hirten sprechen, allerdings einiger Eintrag gethan wird, auch die Dichter Varius und Cinna sich schwerlich in dem Munde eines mantuanischen Schäfers dürften rechtfertigen lassen. Aber wer könnte die fünfte Ekloge lesen und in ihr den Ton des Hirtengedichtes finden? Jene Kostbarkeit des Ausdrucks und jene Häufung von glänzenden Bildern, — mögen sie nun, wenn der wahre Daphnis gemeint ist, in dem Bestreben den Griechen zu übertreffen, oder, wenn unter dem Daphnis Julius Cäsar verstanden wird, in der Absicht den allegorischen Sinn durchschimmern zu lassen, ihren Grund haben, — passen schlechterdings nicht zu dem Inhalte und Charakter der bukolischen Gattung, und können durch das Vorgeben, daß der Dichter sie mit der epischen mische, unmöglich gerechtfertiget werden. Eben so auffallend, oder vielmehr noch auffallender ist die Verirrung in fremdes Gebieth und die gänzliche Verkennung des Wesens der bukolischen Dichtungsart in der sechsten und vierten Ekloge. Dieser Silen, der von der Entwickelung des Chaos und der Absonderung der Elemente anhebt, hierauf in die Mythen der Vorwelt sich verliert, dann (sonderbar genug!) die Weihe des Gallus zum Dichter singt, und von dieser wieder in das Land der Fabel zurückkehrt, — was trägt er, was sein Gesang Bu-

kolisches an sich, oder was hat Virgilen vermocht, einen Stoff der Art zum Gegenstande eines Hirtengedichtes zu wählen? Diese an den Consul Pollio gerichtete Weißagung von der Geburt eines Knaben, der das goldne Weltalter zurückbringen und der Erde Glück, Frieden und Ueberfluß schenken werde, — was berechtiget sie zu einer Stelle unter den Bukolien? Wenn auch die Wälder, die der Dichter sang, des Consuls würdig waren, so muß doch gewiß, wie in den Wäldern gesungen wird, diesen ziemlich unerwartet und fremd gewesen seyn. Zwar die aufgeworfenen Zweifel, ich weiß es, sind nicht ganz unbeantwortlich geblieben. „Virgil," sagt man, „hat durch die beyden Eklogen eine neue Gattung des Hirtengedichts begründet, indem er nicht bloß Bilder und Farben aus dem goldnen Weltalter entlehnt, sondern das goldne Weltalter selbst dargestellt, Menschen, Götter und Helden, die in ihm lebten, geschildert und ihnen passende Sitten und Gedanken geliehen hat." Aber hält man diese Antwort für bündig, so wird man es, fürchte ich, schlechterdings aufgeben müssen, unterscheidende Merkmahle für das Hirtengedicht auffinden zu wollen, so werden mehrere Erzählungen in den Metamorphosen Ovids, wo Götter und Menschen den Sitten und Empfindungen derer aus dem goldnen Weltalter gemäß handeln c),

c) Wie z. B. in der Erzählung Philemon und Baucis.

mehrere Weißagungen in den Propheten des alten Testaments, und mehrere lyrische Stücke aus ältern und neuern Dichtern, in welchen das Glück der Vorzeit geschildert wird, in das Gebieth der Bukolien hinübergezogen werden müssen.

Ganz ein anderer Genuß erwartet den Leser, wenn er von den Eklogen Virgils zu dem Gedichte vom Landbau übergeht. Hier, wo die Wahl des Gegenstandes wenig hoffen läßt, hat Genie und Kunst unendlich viel geleistet. Hier, wo der Phantasie ein so beschränkter Spielraum vergönnt war, hat sie ihn immer mit Glück erweitert. Hier, wo es für den Dichter am gefährlichsten schien, sich als solchen zu behaupten, ist er es gerade am meisten. Suchen wir zu bestimmen, was für Verdienst Virgil sich um seinen Stoff, und wie er es sich erwarb.

Wenn ich die Georgika unseres Dichters von Seiten ihres Inhalts betrachte, so, dünkt mich, verräth sich sein richtiger Blick durch nichts so sehr, als durch die große Anlage, oder den weiten Umfang, den er seinem Werke gegeben hat. Es ist bekannt, daß schon die Alten über die Ursache, weshalb das virgilische Gedicht in vier Bücher, und gerade dieses Jahalts, zerfalle, nachgedacht und sie bald in der Wichtigkeit der gewählten Gegenstände, bald in

einer von Varro herrührenden Eintheilung des Ackers zu finden gemeint haben d). Aber einen Dichter, wie Virgil, leitete sicher in dem Plane seiner Arbeit der zu erwartende Nutzen so wenig, als die bloße Rücksicht auf einen andern; was ihn bestimmte, war gewiß ein Grund von bedeutenderer Art, und ein solcher findet sich auch bey einigem Nachdenken von selbst. Eine der größten Schwierigkeiten, der er bey der Ausführung seines didaktischen Versuches begegnen mußte, war offenbar, auf der einen Seite, die Vermeidung jener ermüdenden ins Einzelne gehenden Ausführlichkeit, welche einzig in einem dem strengen Unterrichte gewidmeten Werke an ihrer Stelle ist, und, auf der andern, die Behauptung seines lehrdichterischen Charakters. Es lag ihm ob, umfassend ohne Weitschweifigkeit, belehrend ohne Trockenheit, reichhaltig ohne Kleinlichkeit zu seyn, oder doch die Leser zu überreden, daß er es sey; und wie sehr hing nicht die Erreichung dieser Zwecke schon mit dem Entwurfe des Gedichtes zusammen? Niemand wird zweifeln, daß der Stoff jedes einzelnen Gesanges zu der Länge des ganzen Werkes hätte ausgedehnt werden können, und mehrere neuere Dichter haben es in der That an solchen Erweiterungen nicht fehlen lassen. Das georgische Gedicht des Jesuiten Jacob Vaniere

d) Servius in dem Prooem. ad Georg.

besteht bekanntlich aus nicht weniger als sechzehn Büchern, und das lateinische Gedicht Rapins und das französische Delille's über die Gärten jedes aus vier Gesängen, anderer Versuche über diese und ähnliche Gegenstände nicht zu gedenken. Aber selbst der glücklichste unter den Nachfolgern Virgils, Delille, — urtheilen seine Bewunderer *e*) nicht auch von ihm, daß die Einförmigkeit des Tons, die in seinem Gedichte vorwalte, nur mit Mühe durch die eingewebten reizenden Beschreibungen und Episoden gemindert werde, und die Wirkung, die es hervorbringe, mehr den einzelnen Schönheiten, als dem Ganzen, gebühre? So verhält es sich keineswegs mit Virgil. Ueberzeugt, daß sein Werk durch eine wahrhaft kunstgerechte Behandlung und genaue Ausführung der in ihm enthaltenen Gegenstände an Gründlichkeit scheinbar gewinnen, an Anmuth sicher verlieren werde, hat er seinen Entwurf in den einzelnen Theilen beschränkt, indem er ihn im Ganzen ausdehnte und erweiterte, und dadurch unverkennbare Vortheile gewonnen. Seine Georgika sind ein Werk, das eben darum, weil sein Plan umfassend und auf das Große berechnet ist, eine reichere Mannigfaltigkeit gewährt, als viele Werke ähnlichen Inhalts. Es ermüdet in seinen

e) Man vergleiche unter andern La Harpe im Cours de Litterature, Tom. VIII. p. 316. und öfters.

Haupttheilen, den didaktischen, nicht, weil der Dichter zwar alles auf einen Gegenstand, — den Landbau bezieht, aber in der That in diesem einen vier verschiedene begreift und ausführt. Es bewahrt endlich den Charakter eines Gedichts nur um so reiner, je weniger es sich anmaßt, in das Einzelne einzugehn und die Gegenstände zu erschöpfen.

Die nähmliche Vorsicht, welche der Dichter in der Wahl seines Stoffes gezeigt hat, hat er auch in dessen Vertheilung bewährt. Seine Anordnung ist nicht nur die natürlichste; sie ist zugleich die der beabsichtigten Wirkung entsprechendste, da die Wichtigkeit und die anziehende Kraft des Inhaltes in eben dem Maße zunimmt, in welchem man in dem Lesen des Gedichtes weiter vorrückt. Mit der Zurichtung und Bearbeitung der todten Masse, der Erde, und mit der Einstreuung des Saamens beginnt der Dichter in seinem ersten Buche, also mit einem Gegenstande, der, in Vergleich mit den übrigen von ihm behandelten, der sprödeste, der Form, und der schwächste, der Wirkung nach, ist, weil er, man möchte sagen, der Bewegung entbehrt. In dem zweyten treten wir bereits, an der Hand des Dichters, in die reiche und dankbare Natur selbst, in den Schatten der Obsthaine und Rebengärten, und unser Vergnügen wächst mit der freyern Aussicht und unter den bekannten

Umgebungen. In dem dritten begegnen wir dem fröhlichen, üppigen Leben. Die nützlichen Heerden, das muthige Roß und die Nomaden Afrika's und Scythiens werden uns, der Reihe nach, vorgeführt, und die rege Schöpfung erregt auch die Einbildungskraft stärker. Endlich im vierten empfangen uns die Bürger eines wohl eingerichteten Staates, Thiere, die, wenn wir auf ihre Natur, Fähigkeiten, Gesetze, Ordnungsliebe und Sitten sehen, dem Menschen verwandt zu seyn scheinen, die fleißigen Bienen, und die poetische Schilderung ihrer Lebensweise ist nicht bloß der müssigen Phantasie, sondern selbst dem vergleichenden Verstande willkommen. So geschickt weiß Virgil allein schon durch die Folge und Ordnung der besungenen Gegenstände unsern Antheil an dem, was er singt, zu erhalten und unsern Genuß zu mehren. — Aber diese Sorgfalt verräth sich nicht bloß in der Vertheilung des didaktischen Stoffes, als des Hauptbestandtheils des Ganzen; sie wird in der Vertheilung der Nebenwerke und Verzierungen eben so sichtbar, ungeachtet man des Dichters hierauf verwandte Aufmerksamkeit über den Werth der eingeschalteten Episoden und angebrachten Verschönerungen gewöhnlich zu übersehen pflegt. Außer der glänzenden Anrufung der Götter und Cäsars, mit der Virgil seine Georgika einleitet, ist das ganze erste Buch (man müßte denn die kleine Ausschweifung

(V. 125—146.), wie Jupiter dem im goldnen Weltalter obsiegenden Müßiggange entgegen gearbeitet habe, ausnehmen wollen,) durchaus didaktisch. Lehre reiht sich an Lehre und Vorschrift an Vorschrift, und selbst die Ausweichung am Ende, die Aufzählung der am Himmel nnd auf der Erde wahrgenommenen Vorzeichen von Cäsars Tode und das Gebeth an August, erhebt sich nicht sehr über den ruhigeu und gemäßigten Vortrag des Lehrdichters. Weit reicher an hervortretenden Schönheiten ist schon das zweyte. Abgerechnet die Auffoderung an die Landleute und die mit ihr verbundene Anrufung Mäcens (V. 35—46.), lesen wir hier das unvergleichliche Lob auf Italien (V. 136—176), dem eine nicht minder ausgezeichnete Stelle (V. 109—135.) über die Verschiedenheit des Bodens und dessen zeugende Kraft vorangeht, mehrere wahrhaft poetische Verse zur Verherrlichung des Frühlings (V. 323—345), und am Schlusse die Schilderung der Glückseligkeit des Landlebens, vor der noch kein Kenner des Schönen unempfindlich vorübergegangen ist. Dem zweyten Buche steht das dritte nicht nach. Ein feyerliches Gelübde des Dichters, sein Vaterland und dessen Beschützer, Cäsarn, nach Vollendung seines didaktischen Werkes, in einer Epopöe zu besingen, eröffnet es. Den einförmigen Gang des Lehrvortrags unterbricht, gerade an der rechten Stelle (V. 242—285), eine ungemein kräf-

tige Darstellung der Wuth der Liebe und ihrer mächtigen Aeußerungen an Menschen und Thieren, und den Schluß bezeichnet ein mit Schrecken und Mitleid erfüllendes Gemählde der Viehseuche an den norischen Alpen. Das vierte Buch gehört gewisser Maßen mehr in die Classe der mahlerischen als der didaktischen Gedichte. Alles ist hier Bewegung, Leben und Gegenwart, überall Handlung und Thätigkeit. Doch machen sich selbst in diesem durchaus schönen Gemählde einzelne Theile, wie die Gartenanlagen des korycischen Greises (V. 116 — 148), und die mit jedem Reize geschmückte Episode der Bienenzeugung, der Erfindung des Aristäus, noch bemerkbar.

So vortrefflich dem Dichter der Plan und die ganze Anlage seines Werkes gerathen ist, so unverbesserlich ist ihm auch die Ausführung gelungen: aber um hier sein Verdienst nach Würden schätzen zu lernen, muß man sich nicht an die glänzenden Episoden und Abschweifungen, deren ich so eben erwähnt habe, sondern ganz eigentlich an den didaktischen Theil des Gedichts halten. „Ich möchte den sehen, sagt Hottinger *f*), der mir in allen diesen vier Büchern eine einzige matte Stelle, einen einzigen schleppenden Vers, und, ich wage keck, es zu sagen, einen einzigen

f) In seiner bekannten Preisschrift, S. 256.

prosaischen Ausdruck zeigen wollte. Den gemeinsten Dingen weiß Virgil ein Ansehn, den niedrigsten Anstand und Würde, den abgenutztesten Glanz und Neuheit zu ertheilen. Der Stoff sträube sich unter seinen Händen noch so sehr, — er wird über ihn den Meister spielen, und das, was ein anderer mit Mühe und Kunst erträglich gemacht zu haben sich glücklich schätzen würde, so zu bilden und zu gestalten wissen, daß der Kenner davon entzückt wird." Nichts ist wahrer, als diese Behauptung, so sehr sie auch das Gepräge der Uebertreibung zu tragen scheint. Ueber was für Dinge hat sich Virgil nicht ausdrücken müssen, und wie hat er über alle sich ausgedrückt? Bald redet er von des Landmanns gemeinen zum Theil unsaubern Geschäften, vom Dünger des Landes, Zerschlagen der Erdklöße, Eggen, Wässern, Austrocknen, bald von den Geräthen des Ackerbaues, die schon in der Kunstsprache verständlich zu beschreiben so schwer ist; hier faßt er mit der Schärfe des Naturkundigers die verschiedenen Arten des Bodens und dort mit der Genauigkeit des Thierarztes die Mittel gegen Räude und Krankheiten in Verse; das eine Mahl theilt er uns, erfahren, wie ein Gärtner, die Handgriffe beym Aeugeln und Impfen, und das andre Mahl, gleich einem fleißigen Bienenvater, Vorschriften für den Bau der Rümpfe und für die Zeidelung des Honigs mit. Wenn der Besitz so man-

nigfaltiger Kenntnisse dem Landwirthe Ehre bringt, so bringt doch der glückliche Vortrag derselben dem Dichter noch größere. Und wie könnte er glücklicher seyn, oder wo gäbe es ein der Belebung, Veredlung und Versinnlichung günstiges Mittel, das Virgil nicht gekannt oder anzuwenden vergessen hätte? Wohl wissend, daß sein Stoff, weit gefehlt, innerhalb den Gränzen des an sich Poetischen und Großen zu liegen, vielmehr zu dem geringfügigen und widerstrebenden gehöre, hat er sehr richtig geurtheilt, daß der Hauptton des Ganzen kein andrer seyn könne und dürfe, als ein sich immer gleich bleibender, anspruchsloser, gemäßigter. Dieser Charakter ist es, den die Sprache des Gedichtes durchgängig an sich trägt und, die Einleitungen zum ersten und dritten Buche abgerechnet, selbst dann nicht verläugnet, wenn der Dichter einen etwas höhern Flug beginnt. Aber diese Sprache ist zugleich die gewählteste, ründeste, glätteste, und ermangelt dabey keines Schmukkes, von dem irgend nur in dieser Gattung des poetischen Styls Gebrauch gemacht werden kann. Sie ist nicht bloß eigenthümlich und wahr, (wiewohl auch dieß schon in der didaktischen Dichtungsart kein kleines Verdienst ist,) sie ist zugleich kraftvoll und stark, zart und lieblich, mannigfaltig und abwechselnd. Bald schöpft sie, sich zu bereichern, aus den Schätzen des Alterthums, bald aus der Fülle ihrer Schwester,

der griechischen; bald sucht sie geringfügige Gegenstände durch eine glückliche Stellung der Worte, bald einem verachteten durch eine überraschende Wendung Werth und Ansehn zu geben; bald ist es ein einziger bedeutender Zug, bald ein unerwartetes Bild, wodurch das Ganze auf einmahl Geist und Leben gewinnt; selbst aus den Tiefen der Gelehrsamkeit fördert sie nicht selten einen strahlenden Diamant oder eine glänzende Perle zu Tage. Es wäre überflüssig, diese Behauptung durch Beyspiele erläutern zu wollen. Belege für das Gesagte kommen in Virgils Gedichte nicht etwa einzeln, sie kommen auf allen Seiten vor, und können keinem Freunde und Kenner des Schönen fremd seyn. Will man indeß die seiner Sprache nachgerühmten Vorzüge in wenigen Zeilen vereinigt sehn, so lese man, was er im ersten Buche (V. 71 — 93) über die Stärkung des Landes und im zweyten (V. 61 — 82) über die Erziehung künstlicher Bäume gesagt hat.

Von der Vollkommenheit des poetischen Ausdrucks unterscheidet man billig die rhythmische oder die des Versbaues. Nicht immer gehen beyde, vereiniget, Hand in Hand: aber wo sie zusammen treffen, da erhöhen sie den Werth des Dichters und den Genuß des Lesers, und leicht möchte auch dieß bey keinem Gedichte aus dem römischen Alterthume

mehr der Fall seyn, als bey dem, von welchem ich rede.

So oft auch der Mitausdruck der Empfindungen und Gedanken durch Klang und Bewegung des Verses von nicht fein genug hörenden oder nicht früh genug gebildeten Ohren in Anspruch genommen und bald für regellosen Zufall, bald für ein des Dichters und der dichterischen Begeisterung unwürdiges Spiel erklärt worden ist, so fest steht gleichwohl, daß die Alten für die rhythmische Schönheit der Rede das zarteste Gefühl besessen und für deren Erreichung die größte Sorgfalt bewiesen haben. Mit Recht erinnert ein um die Aufklärung des Alterthums wie um die Bildung unserer Sprache vielfach verdienter Mann g) an die auf den prosaischen Rhythmus sich beziehenden Regeln, deren Befolgung die alten Lehrer der Beredtsamkeit ihren Schülern so sorgfältig einschärften, an die schön gemessenen Rednerperioden eines Demosthenes und Cicero, und an so viele Verse, wo die sinnliche Natur hörbar nachgeahmt ist. Mit Recht fragt eben derselbe: „Sollte der Dichter mit allen möglichen Kunstregeln, nur nicht mit den wenigen und einfachen des Klanges und der Bewegung zu der Fertigkeit gelangen, daß

g) Voß in der Vorrede zur ersten Ausgabe des Gedichtes vom Landbau, S. 11 u. f.

er sie, ohne mühsames Besinnen, wie der Mahler die Zeichenkunst und die Farbenmischung, und der Musiker den Generalbaß und die Instrumentenkunde, zur Darstellung dessen, wovon die Seele glüht, anwende?" Gewiß gelangt er so weit, und gelangte unter den Griechen und Römern noch viel leichter zu dieser Fertigkeit, da bey ihnen Poesie und Gesang sich immer freundschaftlich die Hand bothen, die Redner von den Bühnen herab durch ihren Vortrag das Ohr üben und bilden halfen, und endlich, was das wichtigste ist, die Elemente alles Rhythmus, die Längen und Kürzen der Sylben, in den alten Sprachen nicht erst mühsam herausgehorcht, durch Versuche erforscht und durch Regeln bestimmt werden mußten, sondern, wie die frühe Sicherheit und Uebereinstimmung in der Prosodie vermuthen läßt, mit der Sprache geboren und unveränderlich und durch sich selber begründet waren. Welch einen glücklichen Gebrauch Virgil von diesen dem Lateinischen eigenthümlichen Vorzügen zu machen gewußt und wie sehr ihn hierin Ohr und Gefühl unterstützt habe, leuchtet aus allen seinen Werken, am vorzüglichsten jedoch aus dem über den Landbau, als dem am meisten ausgearbeiteten und am fleißigsten gefeilten, hervor. Es ist nicht bloß der schmeichelndste Wohlklang, der die Verse dieses Gedichts empfiehlt; es ist die höchste Bedeutsamkeit, die sie auszeichnet. Mit welcher Be-

sonnenheit weiß Virgil die Wortfüße zu wählen, die Einschnitte zu verändern, die Vers-Glieder in ein richtiges Verhältniß gegen einander zu stellen, den Sinn bald mit dem Hexameter zu endigen, bald in den andern hinüberlaufen zu lassen, mit einem Worte, von allen Vortheilen, welche die Metrik darbiethet, Gebrauch zu machen, um den Gedanken durch die Bewegung zu unterstützen und die rhythmische Periode so zu ordnen, zu ründen und zu begränzen, daß sie gleichsam ein Spiegel des von ihm aufgefaßten Gegenstandes werde, und das Harte wie das Weiche, das Langsame wie das Flüchtige, das Matte wie das Kräftige, das Leichte wie das Mühsame zurückstrahle. Auch die Wirkung der Selbst- und Mitlauter ist ihm weder verborgen noch gleichgültig. Er versteht, die stummen wie die offnen, die rauhen wie die sanften Consonanten zum mahlerischen Ausdrucke anzuwenden, und durch den Klang der einzelnen Laute sowohl als durch die Wiederholung gleichtönender die Naturlaute nachzuahmen. Es gehört zu Vossens nicht zu bestreitenden Verdiensten, die Meinung der alten Grammatiker in diesem Punkte wieder geltend gemacht und ihre Bemerkungen nicht nur vielfach bestätigt, sondern auch mit eignen trefflichen bereichert zu haben.

Und diese Georgika, (man kann die Frage, wenn von dem Werthe des Gedichtes die Rede ist, in der

That nicht füglich umgehn,) welchen Antheil an ihnen hat des Dichters Einbildungskraft? sind sie mehr sein Eigenthum, als seine Eklogen? oder hat er vielleicht auch hier das Vorhandene bloß genutzt, aber mit Glück, mit Erfolg?

Wer die Erklärungen der neuen Ausleger kennt, hauptsächlich derer, die ihr Augenmerk dahin richteten, den Dichter gelehrt zu erläutern, dem kann es unmöglich entgangen seyn, daß Virgils Erfindungsgabe in seinem didaktischen Werke so gut in Anspruch genommen wird, wie in seinen übrigen. „Er hat, sagt man, einiges aus dem Hesiod, vieles aus dem Lucrez, die Schilderung der Pest aus diesem und dem Thucydides, anderes und vorzüglich den Unterricht von der Baumpflanzung aus dem Theophrast, was er von der Bienenzucht beybringt, aus dem Aristoteles, die Stelle von den Schlangen, nahmentlich die von Chelydrus, aus Nikanders Werke von giftigen Thieren, die von den Vorzeichen des Wetters aus Aratus Diosemeen, manches aus Xenophons Oekonomikus, endlich einen großen Theil seiner Vorschriften, vornähmlich die von der Pflege der Heerden, aus dem Cato und Varro entlehnt.“ „Und wie viel deutlicher, setzt man hinzu, würden vollends die Beweise für diese Behauptung ausfallen, wenn die ältern Schriftsteller über den Landbau und dessen

einzelne Theile, besonders die, welche sie in Versen über diesen Gegenstand verbreiteten, und vor allen die alexandrinischen Dichter, ein Nikander, Eratosthenes und Parthenius auf uns gekommen wären! noch mehr, wenn wir andre, aus denen uns die Grammatiker einzelne Verse, die Virgil entlehnte oder nachahmte, aufbehalten haben, wie einen Ennius, Lucilius und den Ataciner Varro, ganz besäßen!" Allerdings hat der Angeschuldigte einen gegründeten Verdacht gegen sich und die Anklagenden keinen geringen Grad von Wahrscheinlichkeit für sich. Wer, als Idyllendichter, dem Theokrit so viel verdankt, wie Virgil, und als Epiker den Homer immer so sorgfältig im Auge behält, wie er, von dem argwohnt man mit großem Rechte, daß er in der didaktischen Gattung sich ebenfalls an griechische Vorbilder werde gehalten haben, und den Ruhm des Verschönerers, nicht den des Erfinders behaupten können. Ueberdem weiß man dem Römer so viele und so ansehnliche Schriftsteller, aus denen er schöpfte, nachzuweisen und eine nicht kleine Anzahl von vermuthlichen Quellen aufzuführen. Ja, wer könnte in Abrede seyn, daß mehrere aus griechischen Dichtern entlehnte Stellen, die in seinem Lehrgedichte vorkommen, den gegen ihn gefaßten Verdacht der Nachahmung trefflich bestärken? So bedeutend indeß alle diese Anklage-Gründe zu seyn scheinen,

so zweifle ich doch, daß sie beweisen, was sie beweisen sollen. Hier ist kürzlich die Ansicht, in welcher mir die Frage sich darstellt.

Die bey weitem zahlreichste Classe derer, die Virgil nachgeahmt haben soll, besteht, wie schon ein flüchtiger Ueberblick lehrt, aus Naturkundigen und Oekonomen. Ich glaube sehr gern, daß Virgil der Landwirth der Lesung dieser Schriftsteller ungemein viel verdankt, und bin nicht weniger überzeugt, daß zum richtigen Verstehen seines Werkes viel aus ihnen zu gewinnen ist; aber wenn man von Virgil dem Dichter redet, so können sie unmöglich als Vorbilder von ihm genannt werden, noch das Lob, das ihm als Erfinder gebührt, schmälern. Freylich muß der Dichter, der eine Kunst oder Wissenschaft didaktisch vortragen will, diese zuvor erforschen und kennen lernen, und was für Mittel stehn ihm hier zu Gebothe, als die Natur, eigene Erfahrung und der Gebrauch der vorhandenen wissenschaftlichen Werke. Aber wird, was er aus den letztern schöpft oder erwirbt, seinen dichterischen Werth vermindern, oder seinen Foderungen an Eigenthümlichkeit Eintrag thun? Mich dünkt, so wenig, als dem Mahler das Studium der Farbentheorie und der Perspektive, und dem Tonkünstler die Erlernung der Gesetze der Harmonie. Einsammlung rohen gestaltlosen Stoffes

kann dem Dichter nicht als Eingriff oder Raub an fremden Eigenthume zugerechnet worden; dann erst macht er sich dieses Vorwurfes schuldig, oder geht, — mehr oder weniger, je nachdem sein eigener Beytrag wichtiger oder geringer ist, — der Ansprüche auf Erfindung verlustig, wenn er gebildeten Stoff aus andern Dichtern entlehnt und sich ihn aneignet. Befragen wir die auf uns gekommenen didaktischen Dichter der Vorzeit, die man als Vorgänger Virgils nennt, so ist keiner unter allen, von dem sich behaupten läßt, er habe ihm für das Ganze, das heißt, in Absicht auf Plan, Anordnung und Zusammensetzung als Muster gedient: denn daß Hesiods Werke und Tage nicht das Vorbild des römischen Dichters seyn konnten, leuchtete schon einem Heinsius so sehr ein, daß er um den bekannten Vers (II. 176.):

Ascraeumque cano Romana per oppida carmen *h*).

zu erklären, seine Zuflucht zu einem verlornen Werke des Griechen nahm *i*). Richten wir unsere Aufmerksamkeit auf einzelne Stellen, so sind deren nicht nur überhaupt wenige, sondern auch diese wenigen theils so verschönert, theils dem beson-

h) Und durch römische Städte beginn' ich das Lied des Askräers.

i) In Introd. ad Hesiod. c. 4.

dern Zwecke des Römers gemäß umgearbeitet, daß es zweifelhaft bleibt, ob der Raubende dem Beraubten, oder dieser jenem mehr schuldig ist. Es bleiben also, nach dieser Ansicht, nur noch einige muthmaßliche Vorgänger Virgils, Nikander, als Verfasser eines verlornen Gedichts über den Landbau, und Eratosthenes und Parthenius übrig. Aber zu was für Erwartungen kann Nikander berechtigen, wenn man seine zwey erhaltenen Werke gelesen hat *k*)? und die Gedichte des Eratosthenes und Parthenius, man nenne sie doch und belehre uns, was sie enthielten, um wenigstens aus Titel und Inhalt schließen zu können, ob und in wie fern etwas aus ihnen für die römischen Georgika zu gewinnen war *l*).

k) Ueberdem beruht die ganze Behauptung auf der sehr unbestimmten Aeußerung Quintilians in Instit. orator. X. 1. p. 894. Ed. Burm. Quid? Nicandrum frustra secuti Macer et Virgilius? Freylich sagt auch Cicero de oratore I. 16. Constat, de rebus rusticis Nicandrum, hominem ab agro remotissimum, poetica quadam facultate, non rustica praeclare scripsisse. Aber es ist schwer einzusehn, wie man vom Landbau durchaus nichts verstehn, und doch trefflich darüber schreiben könne, wofern uns Cicero nicht selber das Räthsel löste, indem er unmittelbar vorher den Arat einen hominem ignarum astrologiae nennt, qui vero ornatissimis atque optimis versibus de coelo stellisque dixerit. Man sieht, der Maßstab, nach dem Cicero Nikanders Werk schätzt, kann der Würdigung des virgilischen auf keine Weise nachtheilig werden.

l) Weder der eine noch der andere schrieben, nach dem

„Die Vollkommenheit des Gedichtes vom Landbau und die Unvollkommenheit der Aeneis sind ein Beweis von dem ungeheuren Abstande, der zwischen dem besten didaktischen Gedichte und der großen Schöpfung der Epopöe Statt findet,“ sagt ein französischer Kunstrichter *m*), und spricht hiermit gewiß die Empfindung jedes unbefangenen Lesers aus. Wenn die Ilias und Odyssee, wie die neuesten Untersuchungen über den Homer wahrscheinlich machen, ihm, dem vermeintlichen und lange dafür anerkannten Urheber beyder Gedichte, die hohe Vollendung, die wir in ihnen bewundern, nicht verdanken, so vermindert sich freylich der große Abstand, den wir bisher zwischen dem Genius des griechischen und römischen Epikers annehmen: aber um so mehr haben Virgil und alle seine Nachfolger Ursache über den glücklichen Zufall zu zürnen, der hier nicht allein mehr, als Natur, Unterricht und Anstrengung, ge-

Verzeichnisse ihrer Schriften zu urtheilen, über den Landbau. Aus Parthenius Gedichten hat man Virgilen einen einzigen unbedeutenden Vers Georg. I. 437. und aus dem Eratosthenes bloß die geographische Stelle I. 233. nachweisen können.

m) La Harpe im angez. Werke, Tom. I. p. 261. So sehr seine Ansichten der Aeneis auch immer den einseitigen Franzosen verrathen mögen, so vortheilhaft zeichnen sie sich gleichwohl vor den seichten Bemerkungen aus, die uns Delille so eben in der Einleitung zu seiner Uebersetzung dieses Gedichtes mitgetheilt hat.

leistet, sondern uns auch den Maßstab zur Beurtheilung und Würdigung ihrer eigenen Werke gereicht hat *n*).

So natürlich, ja, gewisser Maßen, pflichtmäßig es für den Ausleger ist, bey der Erklärung eines Gedichtes, das, wie die Aeneis, auf dem Grunde alter Begebenheiten und Sagen ruht und in jeder Rücksicht zu den gelehrten Gedichten gehört, die Frage zu untersuchen, woher der Verfasser seinen mannigfaltigen Stoff entlehnte und auf welchem Wege er dazu gelangte *), so wenig hängt gleichwohl diese Erörterung mit dem Urtheile des Kunstrichters und der kritischen Würdigung des Werkes zusammen. Aus welchem Lande das Gespinnst des bunten seidenen Teppichs, der das Auge vergnügt, stammte, kann dem Naturforscher, nicht dem Kunstfreunde wichtig seyn. Ob das Gewebe dauerhaft und zierlich gewebt, die Farben verständig gewählt und gut geordnet, die einzelnen Felder glücklich ge-

n) Man wird finden, daß ich die Ilias und Odyssee in dieser Abhandlung immer als zusammenhängende Werke betrachte. Ich glaubte dieß schon darum thun zu müssen, weil Virgil selbst keine andere Ansicht von beyden Gedichten hatte.

*) Bekanntlich hat Heyne diesen Theil der Auslegung ganz vorzüglich beachtet und von der Seite nichts zu wünschen übrig gelassen.

stellt und übereinstimmend unter einander verbunden, mit einem Worte, ob der gefällige Eindruck, den das Ganze hervorbringen soll, wirklich erreicht worden sey, das sind die Fragen, die sich der beschauende Kunstsinn aufgiebt, und deren Lösung er allein als ihn angehend betrachtet. Wie der Verfertiger des Kunstwerkes zu dem Stoffe kam, aus dem es besteht, und in welchen Ländern und Meeren er ihn zusammenkaufte oder zusammenraubte, ist ihm schlechterdings gleichgültig. Mehr, als bey irgend einem Gedichte aus dem Alterthume, ist dieß bey der Aeneis Virgils der Fall. Was an Aeneas vieljährigen Herumirrungen und endlicher Ankunft in Italien wahr oder erdichtet sey, welche sichere Nachrichten oder dunkle Gerüchte von den Stammvölkern und uralten Beherrschern des Landes Virgil vor sich fand, wem von den Nachfolgern Homers er den Untergang Troja's nachgesungen, wie so manches an den Ufern der Tiber vorgefallene Ereigniß er nacherzählt habe, — das alles sind Aufgaben, die für den Freund der Geschichte und Litteratur anziehend und für die genauere und gelehrte Kenntniß des Dichters bedeutend, in die Beurtheilung des Kunstrichters aber von keinem oder geringen Einflusse sind. Entschlossen, ihm nicht ängstlich nachzurechnen, was sein, was fremdes Eigenthum sey, und wohl wissend, daß so gar sichere Angaben, dieß zu bestimmen, sich, außer

den Gedichten Homers, nicht finden, tritt er mit unbefangenem Blicke vor das Gemählde, welches der Dichter vor ihm aufrollt, und versucht, nicht das Entstehn desselben zu erforschen und aufzuklären, sondern den Eindruck, den die einzelnen Figuren und ihre Anordnung und Verbindung unter einander hervorbringen, mitzutheilen.

Man hat Virgilen wohl mehrmahls getadelt und es als das Merkmahl eines beschränkten Genie's ansehen wollen, daß er die Odyssee und Ilias habe vereinigen und beyder Stoff in einander verweben müssen, um ein einziges Gedicht, das so gar auch so, von Seiten des Umfangs, den genannten noch nicht gleich komme, zu bilden. Ich gestehe, daß mir dieser Tadel nicht sehr treffend zu seyn dünkt. Wenn der Römer durch die Verbindung der Vorzüge, deren sich die beyden homerischen Gedichte erfreuen, ein reicheres und mannigfaltigeres Ganzes hervorzubringen und die Theilnahme seiner Leser auf diesem Wege sicherer zu erreichen hoffte, warum will man ihm dieß verübeln, oder deßhalb einen nachtheiligen Schluß auf seine poetischen Fähigkeiten machen? Müssen wir doch selbst bey aller Achtung für die Schönheiten der Ilias eingestehn, daß die unendliche Reihe von Schlachtgemählden ermüdet und die Abenteuer des Ulysses eine so eigenthümliche Gewalt über

die Einbildungskraft ausüben, daß wir uns noch an diesen ergötzen, wenn wir den Geschmack für jene verloren haben. Aber Eins wird mit und ohne Zusammenhaltung der Vorbilder und des Nachbildes leicht erkannt, — daß die Veranlassung, aus welcher die Begebenheiten der Ilias und Odyssee entspringen, zureichend und befriedigend, die hingegen, auf welche der Entwurf der Aeneis sich gründet, das eine so wenig, als das andere ist. Daß ein junger leidenschaftlicher Held von bewährter Tapferkeit und an errungenen Lorbern reich, durch die Wegnahme einer schönen und geliebten Gefangenen, des Preises seiner Thaten, äußerst erzürnt wird, und durch das Zurücktreten von allen Kriegs-Unternehmungen den Ober-Feldherrn, seinen Beleidiger, wie tief ihn die Beschimpfung kränke, empfinden läßt, daß eine hochverehrte Göttinn, des Beleidigten Mutter, den Vater der Götter für ihren Sohn gewinnt, und jener, um diesen zu rächen und von neuem zu heben, Unglück über die Griechen verhängt, daß der Führer des Heeres, durch Verlust und Niederlagen gedemüthigt, Gesandten schickt und Versöhnung anbiethet, ohne erhört zu werden, daß endlich, was Bitte und Reue nicht erhalten, die Pflicht, einen erschlagenen Freund zu rächen, vermag, — das alles hängt, als Ursache und Wirkung, Grund und Folge, so genau und natürlich zusammen, daß uns eine glücklichere

Erfindung und Anordnung der Begebenheiten kaum möglich scheint. Eben so verhält es sich mit dem Plane der Odyssee. Alle griechischen Helden eilen, nach der Eroberung Troja's, jeder zurück in seine Heimath, von der sie zehn Jahre lang getrennt gewesen sind, mit ihnen Ulyß. Da ergreifen ihn Stürme und verfolgen ihn feindliche Gottheiten. Er irrt auf unbekannten Meeren umher, besteht ein Abenteuer nach dem andern, wird an eine Insel verschlagen, deren Besitzerinn, eine Nymphe, sich in ihn verliebt, durch Lockungen und Versprechungen festgehalten, von Jupitern befreyt, durch Neptun, nackt und bloß, an das Eyland der Phäaken geworfen, und doch, weder durch Glück noch Unglück, dem Vorsatze, Vaterland, Gattinn und Sohn wieder aufzusuchen, untreu gemacht. Nach zwanzigjähriger Abwesenheit sieht er sich seines Wunsches gewährt. Er betritt den heimischen Boden, aber die benachbarten Fürsten, die um seine Gemahlinn werben, haben sein Haus zerrüttet und sein Habe verschwendet. Nichts ist ihm geblieben, als ein keusches Weib, mehrere treue Diener, und ein wohlerzogner Sohn, der ihn aufgesucht hat und zur glücklichen Stunde eintrifft. Gerade so viel bedarf es, um ihn für alle erlittenen Drangsale zu entschädigen und mit neuem Muthe zu beleben. Er reiniget sein Haus von den ungebetenen Gästen, zieht die treulosen unter seinen Hausgenos-

sen zur Strafe, beruhigt seine Mitbürger und vereinigt sich mit seiner Gattinn. Wer vermißt hier das Mindeste? Wer gesteht nicht vielmehr gern zu, daß durch die ganze Odyssee hindurch immer eins das andere richtig bedinge, und von der Aussendung Telemachs bis zur Rückkehr des Ulysses sich dem Leser nirgends ein unbefriedigtes Warum aufdringe? — Von der Aeneis wird dieß schwerlich ein Unbefangener behaupten können. Was man auch über die glückliche Einmischung der Götter, die sich in dem ganzen Gedichte offenbart, und von der poetischen Wirkung der den Aeneas immer von neuem auffodernden und antreibenden Göttersprüche sagen mag, — weder jene kann den Mangel einer tauglichen, die Handlung bewegenden und belebenden, Ursache ersetzen, noch diese ihn beschönigen oder in Vergessenheit bringen. Nie wird man der Fragen los: Und was ist es denn, das den Flüchtling Aeneas gerade in das entfernte Italien treibt? Was für ein Recht hat er, sich in ein fremdes Reich einzudrängen und einem wackern einheimischen Fürsten die ihm versprochene Braut zu entreißen? Warum bleibt er nicht in Karthago, und was bewegt Jupitern, den Ruhm des Helden zu beherzigen, den er aufzugeben entschlossen ist? Auf alle diese und ähnliche Fragen bekommt man in der That nichts weiter zu hören, als was Aeneas selbst (XI. 111.) ganz offenherzig gesteht:

Nec veni, nisi fata locum sedemque dedissent o).

Aber diese unaufhörlich nur in veränderter Wendung wiederkehrende Antwort, — wer kann sie lesen, ohne sich zugleich zu erinnern, daß Juno hierauf längst schon bündig und auf eine alle Klügeleyen erschöpfende Weise (X. 65. 66. 74—80.) erwiedert hat p):

Aenean hominum quisquam diuumque subegit
Bella sequi, aut hostem regi se inferre Latino?
Indignum est, Italos Trojam circumdare flammis
Nascentem, et patria Turnum consistere terra:
Cui Pilumnus auus, cui diua Venilia mater.
Quid face Trojanos atra vim ferre Latinis?
Arua aliena jugo premere, atque auertere praedas?

---

o) Nimmer kam ich, beschied das Geschick nicht Ort mir und Wohnsitz.

p) Hat den Aeneas ein Gott, ihn der Sterblichen einer gezwungen,
Krieg zu bereiten, und Kampf dem König Latinus zu biethen?
Wie? dem Italer ist es entehrend, Flammen ins neue
Troja zu werfen, dem Turnus, die Vatererde zu schützen,
Ihm, der Göttinn Venilia Sohn' und Pilumnus Entsproßnen?
Aber den Troern ziemts, mit dem Schwert die Latiner zu würgen?
Fremdes Gefild mit dem Joch zu belasten, und Raub zu erbeuten?

Quid soceros legere, et gremiis abducere pactas?
Pacem orare manu, praefigere puppibus arma?

Es ist wohl möglich, daß die Römer das hohe allgewaltige Schicksal, ohne welches sie nie das Welt beherrschende Volk geworden wären, durchaus an seiner Stelle und Jupiters Befehl zur Abreise von Afrika ungemein natürlich und schicklich fanden. Allein für uns, die wir nur allgemeine, nicht römische Ansichten zur Lesung des Gedichtes mitbringen, kann das virgilische Schicksal schwerlich etwas anderes seyn, als ein dichterischer Nothbehelf, und selbst dieser ist nicht von der glücklichern Art. Es ist nicht nur klar, daß Kreusa einzig darum stirbt, damit das Schicksal sich geltend machen und dem Wittwer in Lavinien eine zweyte Braut bestimmen könne; es ist eben so einleuchtend, daß diese durch das Schicksal veranstaltete und endlich zu Stande gebrachte Verbindung größtentheils zwecklos ist. Der Sohn, für den Aeneas eigentlich arbeitet und gründet, ist ja Kreusens Sohn und wird nach Italien gebracht, nicht dort geboren. Wozu entzweyt sich der Vater mit dem Turnus und verfeindet sich mit Amaten, da er

---

Ihnen, sich Schwäher zu wählen, Verlobte dem Schooß zu entführen?
Frieden zu flehn mit der Hand, von dem Schiff mit Waffen zu drohen?

in der That keine Frau, sondern bloß ein Stück Landes bedarf, um alle seine Wünsche erfüllt zu sehn und dem Askanius einen festen Sitz zu bereiten?

Wenn den epischen Dichter das Glück in der Erfindung und Anlage seines Werkes nicht begünstigt, so erwartet man mit desto größerm Rechte von ihm, daß er seine Leser auf eine andere Weise für die erlittene Einbuße entschädigen werde; und wie und wodurch könnte er dieser Erwartung besser Genüge leisten, als durch die Aufstellung anziehender Charaktere? Wir wollen untersuchen, in wie fern dieß in der Aeneis geschehen ist.

Unter den Helden des Gedichts ist natürlich Aeneas derjenige, der am häufigsten, aber ich zweifle, ob auch am vortheilhaftesten erscheint. In der That, je aufmerksamer ich seinen Charakter betrachte, je mehr überzeuge ich mich, daß es ihm gerade an der Eigenschaft fehlt, an der es einem Helden nie fehlen sollte, — an Selbstständigkeit und innerer Kraft. Durch die ganzen sechs ersten Bücher der Aeneis hindurch handelt er eigentlich gar nicht, oder wenn er handelt, so geschieht es immer auf Befehl und Antrieb der Götter, ja nicht selten lassen sich diese selbst herab, um zu thun, was ihm obliegt oder durch ihn bewirkt werden sollte *q*). Der Antheil, den wir an

q) Man erinnere sich unter andern der Anstalten, die Ve-

dem Inhalte jener Bücher nehmen, fällt daher weniger auf den Helden, als auf die Begebenheiten und Abenteuer, die uns erzählt werden, und ist offenbar mehr eine Folge der erregten Neugierde, als der belebten Furcht oder Hoffnung. Es ist allerdings anziehend, den Untergang Troja's aus Aeneas Munde zu vernehmen; es ist unterhaltend, ihn auf seinen vieljährigen Reisen und Herumirrungen zu begleiten; es ist belohnend, die Leidenschaft, die in Dido's Herzen tobt, von ihrem ersten Entstehen an bis zu ihrem Uebergang in Verzweiflung zu verfolgen; es ist endlich lehrreich und angenehm zugleich, zu den Schatten der Unterwelt hinunterzusteigen und unter ihnen zu wandeln: aber wer könnte läugnen, daß wir bey allen dem nur wenig von dem Helden zu sehen bekommen und, so oft wir auch an ihn erinnert werden, doch nur eine sehr allgemeine Kenntniß von ihm erhalten. Als thätig, eingreifend und wirkend zeigt sich Aeneas offenbar erst in den spätern Gesängen der Aeneis. Hier erst hören wir nicht bloß von ihm, sondern sehen ihn; hier erst spricht er nicht bloß von verrichteten Thaten, sondern verrichtet deren selbst. Indeß hat es so gar mit diesen seinen Kraft-Aeußerungen eine ganz eigene Bewandniß. Nie erinnert

nus (I. 657.) trifft, um der Dido Liebe für den Aeneas einzuflößen.

Virgil lebhafter an sein Vorbild, als hier, und nie wird diese Erinnerung nachtheiliger. Von allem, was Aeneas beschließt und ausführt, scheint so wenig aus ihm zu kommen und aus eigenem Antriebe zu geschehen. Immer scheint er dieß und jenes nur darum zu thun, weil es dieser und jener homerische Held auch that, immer nicht so wohl sich und seinen Charakter zu befragen, als vielmehr auf die Helden, die in den Ebenen von Troja stritten, und auf die Thaten, durch die sie dort sich unsterblich machten, Rücksicht zu nehmen. Man glaubt überall in seiner Rolle das Angelernte und in seiner Handlungsweise das von andern Entlehnte zu erblicken; ja es fällt dieß nur um so stärker auf, je mehr er sich, wenn der Ausdruck vergönnt ist, aufrafft und die heroische Seite zeigt. So ungegründet nähmlich, in Bezug auf die homerische Kriegswelt, der Vorwurf ist, daß Virgil in seinem Aeneas uns mehr den Soldaten als Feldherrn vorführe, so viel Wahres enthält die Beschuldigung, wenn man sie in Beziehung auf Aeneas Charakter denkt. Der hervorstechendste Zug, der sich in diesem offenbart, ist wirklich der, welchen der Dichter durch das immer wiederkehrende Beywort pius bezeichnet, — Gottesfurcht und Achtung dessen, was Pflicht ist. Ich will nicht untersuchen, ob und in wie fern es überhaupt rathsam war, an einem Hel-

den, der in allem den homerischen nachgebildet ist, gerade diesen Zug aufzufassen und bemerkbar zu machen; aber das empfinde ich, daß mir Aeneas nirgends weniger gefällt, als wo er in wildem Muthe und Ungestüm mit einem Achill und Ajax wetteifert. In seinem ganzen Wesen drückt sich, was gewöhnlich mit strengem Pflichtgefühle verbunden zu seyn pflegt, eine gewisse Ruhe, Umsicht, Bedächtigkeit aus. Diese Eigenschaften leiten und bestimmen ihn durchgehends. Sie sind es, die ihn unterstützen, als er an Afrika's Küsten verschlagen wird, sie, die ihn bey seiner Landung in Italien die friedlichen Unterhandlungen eingeben, sie, die ihn fremde Hülfe zu suchen antreiben, als das Ungewitter des Kriegs über ihn ausbricht. Der Führer, Anordner, Lenker spricht in und aus allem, indeß der Krieger bis zum zehnten Buche hin kaum hier und da einmahl aufblickt. Man sage immerhin, daß man sich doch nicht eher herumschlagen könne, als bis man einen Feind gefunden habe. Ich werde dieß freylich zugeben müssen; aber ich werde mir nicht abstreiten lassen, daß dem Dichter, der in dem Agamemnon das Oberhaupt der griechischen Schaaren darstellt, ein weit übereinstimmenderes und glücklicheres Bild vorschwebte, als dem Zeichner des Aeneas.

Ungleich gelungener, wiewohl wahrlich nicht zum Vortheile des Ganzen, ist Virgilen der Charakter des Turnus. Schon die Sache, für die er die Waffen ergreift, nimmt bey weitem mehr für ihn ein, als die, für welche Aeneas ficht. Der Zorn des Turnus ist so natürlich, seine Ansprüche so wohl gegründet, seine Maßregeln so gerecht. Man gewinnt ihn lieb, ehe man noch seine nähere Bekanntschaft gemacht hat, und er verliert nicht, nachdem sie gemacht ist. Turnus ist ein Held in der Blüthe und Kraft der Jugend, einheimisch in Italien, immer gewohnt, Lavinien als seine künftige Gattinn zu denken, und zu dieser Hoffnung auch durch die Jahre weit mehr berechtigt, als Aeneas, der Wittwer und Vater eines sechzehnjährigen Sohnes. Diesem Alter und dieser Lage entspricht sein Benehmen vollkommen. Der wilde Muth, der aus angestammter Tapferkeit entspringt und durch die angethanene Beleidigung um vieles erhöht wird, kleidet ihn ungemein. Immer schreitet er rasch und bestimmt vorwärts, immer spornt ihn Liebe und Ehre, immer blickt er mit jener Verachtung, die dem Helden und Jüngling so wohl ansteht, auf das Leben herab, und zittert vor nichts so sehr, als vor dem Gedanken, nicht für den unerschrockenen Krieger erkannt zu werden, der er ist. Wer fühlt ihm nicht nach, wenn er, wider seinen Willen, von

Jupiters Gattinn gerettet, (X. 668.) in Klagen ausbricht! r)

Omnipotens genitor, tanton' me crimine dignum
Duxisti, et talis voluisti expendere poenas?
Quo feror? vnde abii? quae me fuga, quemue reducet?
Laurentisne iterum muros aut castra videbo?
Quid manus illa virum, qui me meaque arma secuti?
Quosne (nefas) omnis infanda in morte reliqui?

Wer hört ihn nicht mit einer aus Bewunderung und Schrecken gemischten Empfindung, wenn er der Schwester, die seinen Wagen lenkt und immer der Gefahr ausweicht, (XII. 676.) die ernsten Worte zuruft! s)

Jam jam fata, soror, superant; absiste morari:

---

r) Herrscher des hohen Olymps, Allmächtiger, solches Verbrechens
Würdig hieltest du mich? so hart zu strafen gefiel dir?
Welch eine Flucht! Wo bringt sie mich hin? und wo? und von wannen?
Soll ich von neuem die Stadt der Laurenter schaun und das Lager,
Und die Genossen der Schlacht, die meinen Waffen vertrauten?
Ließ ich, o Schmach! nicht alle zurück im Kampf mit dem Tode?

s) Schon, schon siegt das Geschick, o Schwester! Verzögr' es nicht ferner!

Quo Deus, et quo dura vocat Fortuna, sequamur.
Stat conferre manum Aeneae, stat, quidquid acerbi est,
Morte pati: nec me indecorem, germana, videbis
Amplius. Hunc, oro, sine me furere ante furorem.

Oder wer könnte die stolze Ruhe verkennen, mit welcher er seinem Sieger, der ihm so eben das Schwert durch die Brust stoßen will, (XII. 932.) anredet *):

Utere sorte tua. Miseri te si qua parentis
Tangere cura potest; oro, (fuit et tibi talis
Anchises genitor) Dauni miserere senectae;

Folgen will ich, wohin Gott und Verhängniß mich rufen.
Fest steht einmahl der Kampf mit Aeneas, fest, zu erdulden,
Was auch Bittres mir dräut. Unrühmlich sollst du nicht länger
Weilen mich sehn. Die Wuth auswüthen laß mich, o Schwester!

*) Nimm, was das Glück dir beut! Kann ein Gedank' an des Vaters
Schmerz dich rühren, so laß, ich fleh' es, (von Jahren gebeugt war
Auch dein Vater Anchises;) dich Daunus Alter erweichen!

Et me, seu corpus spoliatum lumine mauis
Redde meis.

Wenn der wahrhaft epische Charakter der ist, der der Handlung Bedeutung und Leben giebt, und dem Herzen des Lesers Wärme und Spannung mittheilt, so ist kein Zweifel, daß der leidenschaftliche jugendlich-ungestüme Turnus dreymahl epischer ist, als der ruhige, gottesfürchtige und nur ruckweise aufbrausende Aeneas.

Von den übrigen Charakteren der Aeneis ist wenig zu sagen und noch weniger zu rühmen. „Der trojanische Krieg,“ urtheilt ein früher schon erwähnter Kunstrichter *v*), „war ein so großes Ereigniß in der Weltgeschichte, von der er noch eine der wichtigsten Epochen ausmacht, daß alle, welche sich in ihm ausgezeichnet hatten, eine Stelle in dem Andenken der Menschen behaupteten. Es waren Nahmen, die der Ruf geheiliget hatte, die in dem Munde der ganzen Welt lebten und, so zu sagen, vor Jedes Einbildungskraft standen. Nichts begünstigt einen Dichter so sehr, als solche Nahmen, die durch sich selbst anziehn, und ein Theil dieser anziehenden Kraft verbreitet sich über

---

Gieb mich, oder, wenn dieß dir gefällt, den lebensberaubten
Körper zurück.

v) La Harpe p. 266.

die ersten sechs Bücher der Aeneis, wo wir mehrere schon durch Homer verewigte Thaten und Nahmen finden. Aber von dem siebenten Buche an führt uns Virgil in eine durchaus neue Welt und zeigt uns Personen, die wir schlechterdings nicht kennen, und zu deren Bekanntschaft er uns auch, nach dem von ihm befolgten Plane, nicht hat verhelfen können. Dann bemerkt man, welch ein großer Unterschied es ist, einen Ajax, Hektor, Ulyß und Diomed, und einen Messapus, Ufens, Tarchon und Mezentius auf die Bühne zu bringen." Nichts ist treffender, als diese Bemerkung, so sehr man auch, (denn bekanntlich ist sie schon oft bald in dieser bald in jener Wendung vorgetragen worden,) ihre Wahrheit durch allerley Ausflüchte zu entkräften gesucht hat. Nie hat ein Dichter eine Begebenheit und ein Zeitalter gefunden, die poetischer gewesen wären, als die, welche Homer fand, noch die Kunst, die Charaktere zur Anschauung zu bringen, leichter und vollkommner ausgeübt, als eben er. Ihm ward das Glück, sich nicht in die mythische Zeit versetzen zu dürfen, sondern in ihr zu leben, nicht sich ein heroisches Ereigniß bereiten zu dürfen, sondern auf ein bereitetes zu stoßen, nicht den Personen, die er uns bekannt macht, Glanz und Ruhm durch seine Darstellung verleihen zu dürfen, sondern sie damit bekleidet zu finden. Aller dieser Vortheile entbehrt der Römer. Er hat in die Tiefen des

grauen Alterthums hinuntersteigen müssen, um erst den nöthigen Stoff für sein Gedicht zu gewinnen; er hat seine Handlung sich schaffen und, um ihr einige Wahrscheinlichkeit und Haltung zu geben, sie so gar an eine entfernte, außer dem Gedichte liegende, — an die Gründung Roms, gleichsam anlehnen müssen; er hat endlich, da er nirgends auf bekannte und gepriesene Charaktere stieß, diese selbst bilden und aus der eigenen Fülle seines Geistes ausstatten müssen. Es würde wenig Einsicht oder viel Vorurtheil verrathen, wenn man behaupten wollte, daß der Sänger der Aeneis so mannigfaltige Schwierigkeiten glücklich beseitiget hätte; vielmehr verhält sich die Ilias zur Aeneis in der That nicht anders, wie die wirkliche Welt zu der erdichteten. Dort zieht ganz Gräcien aus, um Asiens angesehenstes Reich zu zertrümmern, hier kämpfen Italiens in Parteyen getheilte Völkerschaften, um zu entscheiden, ob man einen Fremdling aufnehmen solle, oder nicht; dort giebt es lauter ernste Schlachten, an denen die Götter Theil zu nehmen sich nicht zu groß dünken, hier mit Besonnenheit gelieferte Treffen; dort erscheinen bekannte Heroen, hier Krieger, die ihren Ruf von dem Dichter erwarten. Es ist wahr, Virgil hat einige Theilnahme für den jungen Pallas, den Sohn Evanders, für den Lausus, den Sohn des Mezentius, und für Camillen, die Führerinn der

Volsker, zu erregen gewußt: aber diese Theilnahme ist doch nur vorübergehend und flüchtig, und kann, da sie auf Personen ruht, die wir eine kurze Zeit sehen und überdem weniger aus ihren Handlungen als aus den Beschreibungen des Dichters kennen lernen, nicht mit jener lebhaften Theilnahme verglichen werden, welche die Helden Homers einflößen.

So wenig indeß alle diese Bedingungen einer vollkommenen Epopöe der Aeneis nachgerühmt werden können, so fehlt es ihr darum doch nicht an eigenthümlichen Schönheiten; und wie könnte ein Gedicht von solchen entblößt seyn, das Jahrhunderte lang das Vergnügen aller geschmackvollen Leser gemacht hat, und es gewiß stets machen wird? Richten wir dahin itzt unsre Aufmerksamkeit!

Mich dünkt, ein Hauptvorzug, der der Aeneis gebührt, ist der Reichthum an solchen Empfindungen, Schilderungen und Scenen, welche die Erzeugnisse einer minder kräftigen aber gebildetern Natur sind. Man kann die Handlung der Ilias größer und übereinstimmender, ihren Gang rascher und fortschreitender, die Charaktere der Helden wahrer und treuer ausgedrückt, in dem Ganzen mehr Bewegung und Leben, mit einem Worte das Gedicht epischer finden: allein darum wird von der Aeneis doch immer der

Ausspruch des Afer Domitius gelten, der, als ihn Quintilian x) fragte, wen er zunächst nach dem Homer setze, die Antwort gab: „Die zweyte Stelle behauptet Virgil, doch steht er der ersten näher, als der dritten.“ Und in der That, wer könnte das zweyte Buch, das eins der vollendetsten Stücke von Poesie ist, wer das vierte, das in seiner Art das einzige Stück im ganzen Alterthum ist, lesen, ohne mit Bewunderung für den Dichter erfüllt zu werden? wer von dem sechsten, so wenig es auch, nach meinem Gefühle, in das Ganze und die Anspielungen auf platonische Mythen in das heroische Zeitalter passen, ohne Achtung für ihn zurückkehren? Jedes dieser Bücher hat seine eigenthümliche Schönheit, jedes stellt eine glänzende Seite des Dichters dar. Er entfaltet in dem zweyten das Talent eines trefflichen Erzählers; er beweist sich in dem vierten als einen genauen Kenner des menschlichen Herzens und der Leidenschaften, und er trägt in dem sechsten in das dunkle Gebieth der Philosophie das liebliche Licht der Dichtung. In dem Augenblicke, wo man diese Gesänge liest, erinnert man sich weder des fremden Einflusses auf den Dichter, noch des Widerspruches in der Zeitrechnung, noch der hie und da eintretenden Mißverhältnisse zum Ganzen. Der Sänger allein ist es, der uns beschäf-

x) Institut. orat. X. 1. p. 904.

tigt und festhält, für ihn gewiß der höchste Triumph, und das vollgültigste Zeugniß für seinen Werth. Unter den übrigen Büchern der Aeneis ist allerdings keins, das ein durchaus vortreffliches Ganzes genannt werden und, als solches, unbedingte Ansprüche auf Beyfall machen dürfte: aber an einzelnen hervorragenden Episoden sind wenige leer. Die Erlegung des Cacus im achten, die innige, nur mit dem Leben erlöschende Freundschaft des Euryalus und Nisus im neunten, die edle Aufopferung des großherzigen Lausus im zehnten, die romantische Geschichte und kühne Tapferkeit Camillens im eilften, — alle diese Einschaltungen sind eben so viele Denksteine, die der Dichter sich und seinem Geiste gesetzt, bleibende Erinnerungen, an die er seinen Ruhm geknüpft hat. Die Ilias gleicht einer großen schön geebneten Laufbahn. Die Schranken werden geöffnet; die Kämpfer treten ein; das Zeichen ertönt; ein Eifer faßt und beseelt alle, sie stürzen unaufhaltsam gegen das ihnen aufgesteckte Ziel hin und rasten nicht, bis sie es erreicht haben. Ihre Blicke schweifen weder zur Rechten, noch zur Linken ab, und ihre Schritte weichen nicht aus der Bahn. Die Aeneis ist mehr ein langer anmuthiger Spaziergang. Man erwartet freylich am Ende des Weges auch eine Belohnung, eine vorzüglich befriedigende Aussicht für die gehabte Mühe und Anstrengung: aber man findet sich doch gerade nicht

aufgelegt, dieser Aussicht so ungestüm nachzujagen. Es giebt unterwegs so manche liebliche Stelle, so manchen reizenden Nebenpfad, so manche freundliche Anhöhe, so manch erquickendes Thal. Man verweilt, man ruht aus, man fühlt sich glücklich. Endlich erreicht man das Ziel. Der Schluß des Wegs ist nicht übel: allein man kann doch nicht umhin sich zu bekennen, daß es eigentlich die zufälligen Genüsse sind, durch die wir uns für die übernommene Mühe entschädigt glauben.

Einen andern Vorzug der Aeneis berührt Quintilian ebenfalls. „Wenn auch Virgil, sagt er y), Homers göttlicher und unsterblicher Natur weichen muß, so verdient dafür seine Sorgfalt und seine nie ermüdende Aufmerksamkeit ein desto größeres Lob, und wenn er ihm an Erhabenheit nachsteht, so übertrifft er ihn an Gleichgewicht z).“ Dieser Ausspruch ist völlig gegründet. Ungeachtet man, und ich denke, nicht mit Unrecht, behauptet, daß die Aeneis und vorzüglich die zweyte Hälfte derselben die letzte bessernde Hand ihres Verfassers nicht erfahren hat, so sprechen uns gleichwohl die Tugenden, die ihm der Kunstrichter nachrühmt, auch in ihrer unvollendeten Gestalt,

y) Am angez. Orte.

z) Quantum eminentioribus vincimur, fortasse aequalitate pensamus.

lebhaft an. Virgil ist in seinem epischen Werke offenbar derselbe unverdrossene Dichter, der er in seinem didaktischen ist. Weit gefehlt, diesen oder jenen Theil seiner Arbeit mit vorzüglicher Liebe zu umfassen, oder seinen Fleiß für einzelne auffodernde Stellen zu sparen, geht sein ganzes Bestreben dahin, nicht bloß allen Theilen diejenige Vollkommenheit, deren sie, jeder in seiner Art, fähig sind, zu geben, sondern auch dem Ganzen, in Absicht auf Darstellung und Farbe, die Einheit zu verleihn, die Quintilian als hervorstechende Schönheit bemerkt. Will man dieses Verdienst Virgils gehörig kennen und würdigen lernen, so vergleiche man ihn mit seinen Nachfolgern, den spätern römischen Epikern. Mit welcher weisen Mäßigung bedient sich Virgil auch da, wo die Verführung groß ist, des poetischen Schmucks! Wie sorgfältig vermeidet er alles Ungewöhnliche, Harte und Zweydeutige in der Sprache! wie behutsam ist er im Gebrauche kühner Wortstellungen, Versetzungen, Umkehrungen! wie so sichtbar arbeitet er dahin, der Rede keine unnatürlichen widerstrebenden Wendungen und Fügungen aufzudrängen, damit er weder ihren leichten Fluß unterbreche, noch der Verständlichkeit schade! Von allen diesen klugen Einschränkungen und Entäußerungen wissen Silius, Valerius und Statius wenig. Vielmehr sind sie es gerade, deren Gedichte, da ihnen nichts so sehr

abgeht, als die Ebenheit und Gleichheit der Sprache, uns das Daseyn dieser Vollkommenheit in der Aeneis vorzüglich hochschätzen lehren a).

Ich glaube nach dieser Würdigung der größern und von Virgil unbezweifelt herrührenden Gedichte, vor den kleinern, die ihm überdem von den Kunstrichtern entweder geradezu abgesprochen, oder doch nicht mit Sicherheit beygelegt werden, ohne Bedenken, vorübergehen zu dürfen, um noch ein Wort über seinen poetischen Charakter im Allgemeinen und über die Ursachen, die auf seine Bildung einflossen, zu sagen.

Was man zuerst in Virgil dem Dichter als einen Mangel anerkennen muß, der sich in seinen Darstellungen offenbart, ist die Unfähigkeit, aus sich heraus, und in die Gegenstände einzugehn. Ich habe bereits, da ich von seinen Bukolien sprach, auf die unbestimmte und charakterlose Zeichnung der Gegenden wie der Personen aufmerksam gemacht: allein der Vorwurf trifft in der That nicht bloß die genannte Dichtungsart; er trifft überhaupt des Dichters Natur und äußert sich allenthalben. Wenn

a) Man vergleiche Heyne in Disquisit. de carmine epico Virgilii, §. 13.

man den Homer in der Rücksicht mit ihm vergleicht, so ist der Unterschied zwischen beyden auffallend. In dem ersten ist alles vollendete Anschauung, ins Einzelne gehende Darstellung. Seine Personen werden nicht von ihm geschildert, — oft weisen nicht einmal die Beywörter, die er ihnen giebt, auf ihren Charakter hin, — sie schildern sich alle selbst durch ihre Verhältnisse, Handlungen, Reden, und dieß so genau und in den kleinsten Umrissen begränzt, daß die Phantasie sich ohne Mühe ein vollständiges und richtiges Bild von ihnen entwirft. Bey Virgil ist dieses ganz anders. Abgerechnet, daß er überhaupt, wie ich früher bemerkt habe, in Absicht auf Erfindung und Mannigfaltigkeit von Charakteren, weit hinter seinem Vorbilde zurückbleibt, so lernen wir auch, wenn wir den Aeneas und Turnus ausnehmen, die übrigen, die er uns vorführt, nur in sehr allgemeinen Zügen und Linien kennen. In dieser Dido, die, als Gründerinn eines neuen Staats, so viel erwarten läßt, sehen wir zuletzt nichts anders, als ein gewöhnliches leidenschaftlich verliebtes Weib, in diesem Anchises, der die Erfahrungen eines langen Lebens eingesammelt hat, wenig mehr, als einen verständigen alten Mann, in diesem Achates, dem stets gepriesenen Gefährten des Aeneas und Theilnehmer an allen Beschwerden, durchaus nichts weiter, als den besonnenen gutmeinenden Freund. Man

vergleiche mit diesen Charakteren eine Helena, einen Nestor, einen Patroklus; und man wird nicht länger über das Unterscheidende in der dichterischen Anlage des Griechen und Römers in Zweifel seyn. Der erste ist unstreitig plastischer oder bildender Künstler in dem vorzüglichsten Sinne des Wortes, der letzte sicher mehr mahlender und beschreibender Dichter. Eben darum ragen über alle seine poetischen Werke die Georgika so mächtig hervor und befriedigen den Kunstrichter in einem so ausgezeichneten Grade, weil es hier mehr des mahlenden und beschreibenden, als des bildenden Talentes bedurfte und der Mangel des letztern den darzustellenden Gegenständen keinen Eintrag that.

Mit dieser Bemerkung hängt eine andere genau zusammen, — Homer ist durchaus dramatisch, Virgil ist es nicht. Wenn man von dem erstern, wie ich mich irgendwo gelesen zu haben entsinne, mit Recht sagen kann, daß er hinter seinem Kunstwerke unsichtbar stehe, wie ein Gott, und sich nur durch andere und durch sein Wirken auf sie vernehmlich mache, so darf man von dem letztern mit gleichem Rechte behaupten, daß er fast nie ganz zurücktrete, sondern immer, mehr oder weniger, sich als Mitspieler und Theinehmer verrathe. Es kann wohl keine Frage seyn, woher diese auffallende Verschiedenheit

zwischen der Ilias und Aeneis rührt, warum jene ein beynah fortlaufender Dialog ist, der so gar mitten im Gewühle der Schlacht sich fortspinnt, während in dieser ein Einziger ziemlich ununterbrochen erzählt und vorträgt. Die Natur beyder Dichter und die eigenthümliche Richtung ihres Geistes ist die Ursache dieser so ungleichartigen Behandlung ihres Gegenstandes. Vor Homers Phantasie stehen alle Gestalten in scharf begränzten bestimmten Umrissen. Wie sie in dieser oder jener Lage, unter diesen oder jenen Umständen empfinden, denken, handeln, sprechen werden, darüber ist er keinen Augenblick unsicher oder unentschieden. Die lebendigste Anschauung begleitet ihn allenthalben, und die Erscheinungen, die sie ihm vorführt, drücken sich seiner Seele aufs tiefste ein. Dichter, die so wenig sich selbst und so innig ihren Gegenstand fühlen, stellen diese am liebsten und mit Leichtigkeit außer sich dar. Sie sehen, hören und denken in andern. Alles wird für sie Gegenwart, Handlung, Gespräch. So Homer. Richten wir unsern Blick auf Virgil, so kann es uns unmöglich entgehn, daß er sich selbst weit stärker und lebhafter fühlt, als der Grieche, die menschliche Natur besser im Allgemeinen kennt, als fleißig im Einzelnen beobachtet, und mehr die Wirkungen von Gesinnungen zu zeigen als diese mitzutheilen geschickt ist. Bey einer solchen Stimmung des Geistes ist es sehr

natürlich, daß man öfter in eigner Person redet, als andere redend einführt, von dem Gespräche weniger zur Entfaltung der verborgenen Triebfedern der Handlung, als zur Belebung der Erzählung und zur Abwechselung des Tones Gebrauch macht, und, wenn andere sprechen, mehr von seiner eigenen Persönlichkeit durchschimmern läßt, als nöthig und nützlich ist. Belege hierzu finden sich, wo man die Aeneis aufschlägt. Ein wirkliches Zweygespräch ist in dem Gedichte eine seltne Erscheinung, und wenn ein Einzelner redet, so glaubt man immer etwas von den feyerlichen, kunstreichen, gewählten Dichter zu vernehmen. In dem ganzen zweyten und dritten Buche spricht in der That Niemand, als der in Aeneas verkleidete Virgil; auch hat man es auf der vierten Seite schon vergessen, daß der trojanische Held das Wort führt, und würde sich dessen schwerlich bewußt werden, wenn nicht das wiederkehrende Ich und Wir von Zeit zu Zeit an den Sprecher erinnerte.

So einen entschiedenen und nichts weniger als günstigen Einfluß indeß das geringere plastische Talent des Römers auf der einen Seite in seine Darstellung gehabt hat, so ist dieser Mangel auf der andern doch nicht ohne alle Vortheile für sie gewesen; ja vielleicht ist er es eben, der dem Gedichte Virgils so manche herzliche Freunde erworben und

ihm seinen Werth neben der Ilias stets gesichert hat. Der Dichter, der mehr in sich hinein, als aus sich herausschaut, greift freylich die Natur nicht so lebendig auf und giebt sie in seinen Werken nicht so wahr, kräftig und treu wieder, als man erwartet: da er aber die empfangenen Eindrücke desto fleißiger auf sich selbst bezieht, sorgfältig über sie denkt, sie bearbeitet und in sein Eigenthum verwandelt, so hält er uns gewöhnlich durch die Mittheilung eigener Empfindungen, Ansichten und Beobachtungen für jene Einbuße schadlos, und gewährt durch sich, was er uns in seinen Personen nicht zu gewähren weiß. Dieß ist der Fall Virgils. Er mischt sich allerdings oft in die Handlung, tritt oft mit seinen Gefühlen und Bemerkungen zwischen seine Helden, leiht ihnen oft und viel von dem Seinigen: allein er ist nie eine unwillkommene Erscheinung. Wen rühren nicht die prophetischen Worte, die er (IV. 65.) der opfernden Dido zuruft *b*):

Heu vatum ignarae mentes! quid vota furentem,
Quid delubra juuant?

---

b) Ach, wie wenig erkennt des Sehers Gemüth! wie so wenig
Nutzen der Thörinn Gelübd' und Tempel!

Wen erfreut nicht die ungemein feine Schilderung der verliebten Unruhe der Königinn (74 — 89), ungeachtet allerdings vieles aus dem Dichter, vieles aus dem Zeitalter in das Gemählde eingeflossen ist? c)

Nunc media Aenean secum per moenia ducit
Sidoniasque ostentat opes, vrbemque paratam,
Incipit effari, mediaque in voce resistit.
Nunc eadem, labente die, conuiuia quaerit,
Iliacosque iterum demens audire labores
Exposcit, pendetque iterum narrantis ab ore.
Post, vbi digressi, lumenque obscura vicissim

c) Itzo durchstreift sie die Straßen der Stadt, von Aeneas begleitet,
Zeigt ihm die tyrische Pracht und die stolz aufsteigenden Mauern,
Wendet sich sprechend zu ihm und vergißt die begonnene Rede.
Itzo ladet zum Mahl, beym schwindenden Tag, die Bethörte
Wiederum ein und verlangt von neuem das traurige Schicksal
Troja's zu hören und hängt von neuem am Mund des Erzählers.
Drauf wenn spät in der Nacht sie scheiden, Luna das bleiche

Luna premit, ſuadentque cadentia ſidera ſomnos:
Sola domo moeret vacua, ſtratisque relictis
Incubat. Illum abſens abſentem auditque videtque,
Aut gremio Aſcanium, genitoris imagine capta,
Detinet, infandum ſi fallere poſſit amorem.
Non coeptae aſſurgunt turres; non arma juventus
Exercet; portusue aut propugnacula bello
Tuta parant: pendent opera interrupta, minaeque

Antlitz birgt und die Stern', hingleitend, zum Schlummer ermahnen,
Klagt ſie allein im öden Gemach und ruht auf verlaßnem
Lager und ſucht und vernimmt, getrennt von ihm, nur den Getrennten.
Oder ſie hält den Askan auf dem Schooß, dem Bilde des Vaters
Huldigend, ob ſie vielleicht der Liebe Schmerzen verſöhne.
Nicht mehr ſteigen die Thürm' empor; die Waffen der Jugend
Feyern; Keiner betreibt den Bau der Häfen und ſichrer
Kriegeswehren; gehemmt ruhn alle Werke, die ſtarken

Murorum ingentes, aequataque machina
coelo.

Wen ergreift nicht das begeisternde Lebewohl, mit dem er (IX. 446. 449.) den Euryalus und Nisus zu den Schatten entläßt: *d)*

Fortunati ambo! si quid mea carmina possunt,
Nulla dies vnquam memori vos eximet aeuo:
Dum domus Aeneae Capitoli immobile saxum
Accolet, imperiumque pater Romanus habebit.

Wen durchschauert nicht eine geheime Ahndung, wenn der Dichter in dem Augenblicke, wo Turnus dem

---

Zinnen, der Mauern Stolz, und die himmelan strebende Feste.

d) Glückliches Paar! regt irgend sich Kraft in meinen Gesängen,
O so sterbet ihr nicht in der Nachwelt dankbarem Munde,
Während Aeneas Geschlecht den tarpejischen ewigen Felsen
Rings umwohnt und mit Macht der römische Vater gebiethet.

Pallas das Wehrgehenke abzieht, hervortritt und (X. 501. 502) ausruft: *e*)

> Nescia mens hominum fati sortisque futurae,
> Et seruare modum, rebus sublata secundis.

Oder wer verweilt nicht gern bey den Worten, mit denen Mezentius (X. 861.) sein Streitroß anredet, gesetzt auch, daß sie für den rohen Krieger zu sinnig seyn sollten *f*):

> Rhoebe, diu (res si qua diu mortalibus vlla est)
> Viximus.

Stellen der Art finden überall einen freundlichen Anklang und finden ihn um desto gewisser, je gebildeter das Zeitalter ist, in dem sie gelesen werden.

---

e) Nimmer erahndet der Geist des Menschen das künftige Schicksal,
Und, vom Glücke geschwellt, vergißt er der Mäßigung Schranken.

f) Rhöbus, lange genug, (wenn etwas für Sterbliche lang' ist,)
Lebten wir.

Ich kann diese Bemerkungen über den römischen Epiker nicht schließen, ohne noch einmahl auf seine Sprache zurückzukommen.

Ueber ihre Würde, Angemessenheit und Vortrefflichkeit ist bekanntlich nur eine Stimme, und ich selbst habe früher erklärt, wie bereitwillig ich alle die Lobsprüche, die man dem Dichter in dieser Rücksicht ertheilt, unterschreibe. Aber um seinem Verdienste um den Ausdruck vollständig Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, darf man nicht vergessen, daß er das Organ, dessen er sich bedient, nicht schon gebildet fand, sondern es erst bilden mußte und sich also genöthiget sah, für die Ideen, die er darstellen wollte, die ihnen entsprechenden Formen zu suchen. Ungeachtet von den frühern lateinischen Epikern keiner vollständig auf uns gekommen ist, so kennen wir sie doch aus den erhaltenen Fragmenten hinlänglich, um zu wissen, wie wenig die ungeschmeidige Sprache der Römer sich für den Vortrag solcher Empfindungen und Gedanken, dergleichen die Aeneis enthält, oder vielmehr, wie wenig sie sich überhaupt für den epischen Vortrag eignete. Virgil mußte bey Fremden lernen, von Fremden borgen, durch Fremde zu gewinnen und sich zu stärken suchen; und wie sehr steigt sein schriftstellerisches Verdienst, wenn man diesen Gesichtspunkt auffaßt! Er ist den Griechen ge-

folgt, ohne sich ihnen zu unterwerfen; er hat seine Sprache bereichert, ohne ihr etwas von ihrer eigenen Selbstständigkeit zu entziehen; er hat sie völlig umgebildet, ohne sie im geringsten zu verbilden. Wer seinem Volke einen solchen Dienst leistet, darf mit Recht rühmen, daß er ihm die Musen vom aonischen Gipfel zugeführt habe.

Ist irgend etwas, was man an dieser so gebildeten Sprache des Römers mit Recht ausstellen könnte, so wäre es, daß sie hie und da sich ein wenig von dem Pfade der Einfalt entferne und in das Rednerische und Glänzende überschweife, — eine Verirrung, die besonders da, wo Virgil seinen Helden sprechen läßt, sichtbar wird und unstreitig in der fleißigen Lesung der griechischen Tragiker und der, in jenen Tagen allgemein geliebten und bewunderten, alexandrinischen Dichter ihren Grund hat. Wenn indeß der Römer diesen Vorwurf nicht völlig zurückweisen kann, so darf er dagegen mit Recht geltend machen, daß die Begeisterung, die anhaltend durch sein ganzes Gedicht weht, auch auf die rhetorischen Stellen übergegangen sey und ihnen so den Anstrich des Kalten und Gesuchten, wodurch sie allein auffallen und beleidigen, genommen habe.

T. Lucretius Carus.

(Er würde, nach Eusebius, Ol. 171, 2., oder im J. R. 659., vor Chr. 95., folglich etwa zwölf Jahre später, als Cicero, zu Rom geboren. Weder sein Geschlecht und übrige Lebensumstände, noch auch das Jahr und die Art seines Todes sind mit Sicherheit bekannt, sondern werden muthmaßlich bald so bald anders angegeben. Eine Stelle in seinem Gedichte (I. 30 — 43.) scheint anzudeuten, daß es, während der Zerrüttungen, welche der Staat durch Catilina und Clodius erfuhr, ausgearbeitet worden sey a).

Wenn von Lucrezens Gedicht über die Natur der Dinge nichts weiter auf uns gekommen wäre, als die begeisterungsvolle Anrede an die Göttinn der Liebe, mit der es anhebt, und einige andere von den Kunstrichtern längst schon ausgezeichnete Stellen, so würden wir sicher einen ganz andern Dichter, als wir in ihm besitzen, verloren zu haben glauben. „Um

a) Man sehe Eichstädt in den Prolegg. zu seiner Ausgabe des Dichters, wo die gewöhnlichen Sagen und Mährchen, die von ihm umlaufen, p. 54—64. geprüft werden.

was für einen Schatz, würden wir ausrufen, hat uns das Unrecht der Zeit gebracht? welch einen Genuß, nach solchen Ueberbleibseln zu urtheilen, uns entrissen? Es ist wahr, Lucrezens Sprache ist so gebildet nicht, wie die eines Virgil; seine Perioden sind weniger voll und gerůndet, und sein Vers nicht mit allem dem Wohlklange, dessen er fåhig ist, ausgestattet. Allein durch wie viele andre Vorzüge entschådigt er nicht? Das beseelende Feuer der Einbildungskraft scheint bey ihm nie zu erlöschen, sondern sich allen auch den kleinsten Darstellungen mitzutheilen. Seine Sprache sinkt nirgends herab, sondern erhålt sich stets in einer mittlern Sphåre und schwingt sich nicht selten über diese hinaus. Seine Versinnlichungsgabe kündigt sich überall als ganz so groß und so rege an, um selbst den leblosen Theilen eines Lehrgedichts Bewegung und Anmuth einzuhauchen und den spröden Stoff zu besiegen. Auch das Bedürfniß, den einförmigen Vortrag von Zeit zu Zeit zu unterbrechen und durch Episoden zu erheitern, hat er gewiß gekannt, gefühlt und befriedigt." So, sage ich, würden wir ungefähr urtheilen, falls nicht das ganze lucrezische Gedicht, sondern einzelne schöne Bruchstücke auf uns gekommen wåren, und uns nicht wenig wundern, wenn wir beym Quintilian *b*)

b) In Instit. orat. X. 1. p. 905. Ed. Burmanni.

läsen, daß Lucrez ein schwerfälliger Dichter *c*) sey, und vom Cicero *d*) erführen, daß viel Kunst und selten ein Strahl des Genie's sich in ihm offenbare.

Ganz anders verhält es sich nun, da die Hand der Zeit die Arbeit des Römers verschont hat, und diese, wenn auch nicht durchaus in der Gestalt, in welcher sie aus der Feder ihres Urhebers kam *e*), doch, überhaupt genommen, vollständig und unver-

c) Difficilis, sagt der Kritiker, wozu Wakefield (Eichstädt in Prolegg. p. 99.) ganz richtig bemerkt: Manifestissimum est cuiuis contentius intuenti, magnum rhetorem non de laudibus Lucretii, vt elegantis poetae, detrahere voluisse, sed significare, orationem eius subtiliorem esse atque τεχνικωτέρην, vt argumentum quoque nimis austerum et exile, quam quae vbertati, magnificentiae, et amoenitati, sermonis oratorii consummandis pulcre sint accommodata.

d) In Ep. ad Q. Fratrem II. 11. Lucretii poemata, antwortet er ihm, vt scribis, ita sunt: non multis luminibus ingenii, multae tamen artis; vergl. über Lesart und Sinn der Stelle Eichstädt in Prolegg. p. 86. und über die Bedeutung des Ausdrucks ars Hottinger in seiner Vergleichung der deutschen Dichter mit den Griechen und Römern. S. 249.

e) In Beziehung auf die neulich von H. Eichstädt (Prolegg. p. 79.) vorgetragene und mit guten Gründen unterstützte Behauptung, daß es zwey Recensionen von Lucrezens Gedichte gebe, eine unvollendete von ihm selbst, und eine nicht durchgängig aber theilweise verbesserte von einer fremden Hand. Haec posterior recensio, schreibt er, ad nostram aetatem propagata est, ita tamen, prioris vt non omnia obliterata videantur vestigia.

sehrt vor uns liegt. Auch die keckſten und lauteſten Lobeserhebungen der Gifane und Lambine *f*) ſind nicht vermögend geweſen, die Kunſtrichter zu beſtechen, oder ſie zu bewegen, das Ganze über dem Einzelnen zu vergeſſen und dem erſtern von dem letztern mehr, als ſich ziemt, zu gut kommen zu laſſen. Vielmehr haben ſich die Prüfungen der Kritik unaufhörlich und, man darf wohl ſagen; keineswegs zum Vortheil des Dichters erneuert. Nicht zufrieden, die Ausſprüche eines Quintilian und Cicero zu unterſchreiben, hat man beyder Urtheile geſchärft und verſtärkt, und den Römer eben ſo tief, wo nicht noch tiefer heruntergeſetzt, als er von ſeinen Verehrern erhoben worden iſt. Man hat ihn nicht bloß ſchwerfällig, man hat ihn trocken und mager, und, ſtatt der Kraft eines ſich zuweilen regenden Genius, nichts, als die Geſchicklichkeit eines Versmachers, in ihm gefunden. Treten wir unbefangen zwiſchen die ſtreitenden Parteyen und erwarten die Entſcheidung von der nähern Betrachtung des Kunſtwerkes.

f) Omnium poetarum Latinorum, ſagt der letztere in der Vorrede zur dritten Ausgabe des Dichters, qui hodie exſtant et qui ad noſtram aetatem peruenerunt, elegantiſſimus et puriſſimus, idemque grauiſſimus atque ornatiſſimus Lucretius eſt. Faſt noch übertriebener ſpricht er von Lucrezens Vorzügen in der Zueignungsſchrift an Karl den neunten und in der Abhandlung de Lucretii patria, genere, vitae ſtudio, ingenio u. ſ. w.

Unter allen Dichtern giebt es schwerlich einen, der über seinen poetischen Beruf sich leichter täuschen könnte, als der didaktische. Die Auffoderung zum Singen, sagt man mit Recht, soll von innen heraus, nicht von außen hinein in den Dichter kommen, und so findet sichs bey dem echten Epiker und Lyriker immer. Ob ein wahrhaft poetischer Genius über ihn walte, ob er wirklich Gedichte, oder nur Verse mache, — darüber kann er, bey einer unbefangenen Beobachtung seiner selbst, unmöglich zweifelhaft bleiben. Der leichte Anklang im Innern bey einer leisen Berührung von außen, die stärkere Rührung, die ihn dann ergreift, das mächtigere Gefühl, das sich in lebendige, wenn auch regellose Worte ergießt, — alles verkündiget den Gott in ihm und deutet auf seine Bestimmung. Es ist ein unwillkührlicher Drang, der ihn instinktartig leitet, und bey dem er eben deshalb keine Gefahr läuft, seinen Beruf zu verkennen. Eine ganz andere Bewandniß hat es dagegen mit dem Lehrdichter. Ihn bestimmt gewöhnlich sein Wissen, — die nähere Kenntniß eines der didaktischen Einkleidung fähigen oder ihm fähig scheinenden Gegenstandes; und so entwickelt sich leichtlich bey ihm die Ueberzeugung, daß diese Kenntniß, verbunden mit der Fertigkeit Verse zu bilden, auslange, um den Gegenstand selbst poetisch außer sich darzustellen. Es ist öfters nicht sowohl

die dichterische Beschaffenheit und Gestaltung des Stoffes, die ihn in seiner Wahl leitet; noch öfter entscheidet über seinen Entschluß die eigenthümliche Liebe, die ihn zu der Kunst oder Wissenschaft, welche er zu schildern unternimmt, hinzieht, die vollendete Einsicht, die er sich in die eine oder in die andere erworben, und die Mühe des Erlernens, die sie ihm vorzüglich theuer gemacht hat.

Ich müßte mich sehr irren, oder der angegebene Fall ist der des Lucrez. Mag es immerhin ungewiß seyn und bleiben, ob er, von heißer Wißbegierde getrieben, nach Athen reiste und dort unter dem Zeno und Phädrus der Philosophie Epikurs mit allem möglichen Eifer oblag, — sein ganzes Gedicht zeigt, wie genau er mit den Lehren des gedachten Weltweisen bekannt, wie sehr für sie eingenommen, wie durchaus von ihnen durchdrungen war. Er ist auf diesem Gebiethe so einheimisch, wie Cicero innerhalb dem Bezirke der Akademie; er hat alle Schlüsse der epikurischen Schule aufgefaßt, durchdacht und bis in ihre feinsten Beziehungen verfolgt; er kennt alle Waffen, deren sie sich gegen andere Schulen bedient, und er gefällt sich diese Waffen zu führen. Die Philosophie, der er huldigt, hat mit einem Worte nicht bloß seinen Verstand gefangen genommen; sie hat selbst seiner Neigungen sich bemächtigt und ist Sache des

Herzens für ihn geworden. Man begreift leicht, wie unter solchen Umständen und bey einer Stimmung der Art ein feuriger Kopf mit einiger natürlichen Anlage zur Poesie auf den Gedanken gerathen konnte, der Herold seines Systems zu werden und in Versen zu verkündigen, was ihm in Prosa vertraut worden war. In dem lebhaften Antheile, den er, als Mensch, an den Grundsätzen Epikurs nahm, glaubte er einen unverkennbaren Beruf zur dichterischen Darstellung derselben, und in der genauen Kenntniß, die er, als Philosoph, von ihnen besaß, eine sichere Bürgschaft, daß ihm sein Versuch nicht mißlingen werde, zu finden.

Man würde indeß gleichwohl zu voreilig urtheilen, wenn man aus meinen Aeußerungen folgern wollte, daß ich das ganze Unternehmen Lucrezens für einen Mißgriff und die Grundsätze Epikurs für völlig unverträglich mit einer poetischen Einkleidung hielte. Ungeachtet das System des griechischen Weltweisen den Nachtheil gegen sich hat, daß der Verstand mehrern Behauptungen widerstrebt und so gar die Neigungen und Wünsche des Herzens sich keineswegs mit ihnen vertragen, so kann man doch auch nicht läugnen, daß es dem Witze und der Einbildungskraft viele günstigen und belohnenden Seiten darbiethet. Was läßt sich nicht bis auf den heutigen

Tag gegen die Entstehung der Welt aus nichts, gegen den Betrug der Sinne, gegen Vorsehung und gegen Unsterblichkeit sagen? Selbst die neuesten Untersuchungen der Philosophie haben den Anhang Epikurs mehr zurückgewiesen, als niedergeschlagen, und seine Gründe mehr geschwächt, als entkräftet. Wie könnte es einem gewandten Dichter, der noch dazu die Irrthümer jener Schule nicht, um seinen Scharfsinn glänzen zu lassen, in Schutz nahm, sondern sie aus Ueberzeugung vertheidigte, an Mitteln fehlen, seine Leser zu überreden, und sie, wenigstens auf Augenblicke, zu seinem Glauben zu bekehren? Ueberdem ist es ja nicht bloß der metaphysische Theil des epikurischen Systems, den Lucrez aufgefaßt und verarbeitet hat; sein Gedicht beschäftiget sich eben so sehr mit dem physischen, oder mit den Ursachen und Erklärungen der Erscheinungen der Sinnenwelt. Die Bewegung der Gestirne, der Wechsel der Jahreszeiten, die Erzeugung des Blitzes und Donners, der Ursprung der Wolken, die Wirkung des Magnets, — alle diese und ähnliche Natur-Ereignisse sind Gegenstände seiner Aufmerksamkeit und werden von ihm nicht beyläufig erwähnt, sondern ausführlich erörtert. Gewiß wird kein Sachkundiger läugnen, daß auch sie dem Dichter einen eben so reichhaltigen als dankbaren Stoff gewährten.

Und diesen Stoff, wird man fragen, — hat ihn Lucrez wirklich mit Glück benutzt? Schwebt er, als Herr und Gebiether, über ihm empor? oder ist er, statt ihn zu beherrschen, von ihm überwältigt worden? Ohne mich um die guten und schlimmen Gerüchte, durch welche der Römer gegangen ist, zu bekümmern, will ich mich bemühen, den Eindruck, den die Lesung seines Gedichtes auf mich gemacht hat, treu und vollständig wiederzugeben.

Wenn man von den Versuchen der spätern römischen Lehrdichter, eines Virgil, Horaz und Ovid, zu Lucretius Werke übergeht, so sind es hauptsächlich zwey Unterschiede, die den Leser befremden, — eine gewisse Nüchternheit im Ausdrucke, die man zu sehr ehren würde, wenn man sie für Ruhe und Einfachheit nehmen wollte, und ein Rhythmus, der die Grazie der Bewegung weder zu kennen noch zu suchen scheint. So sehr indeß diese Eigenthümlichkeiten auffallen, so beleidigen sie doch anfänglich keineswegs. Man erinnert sich bald, daß die Sprache, welche der Dichter schreibt, für die Poesie überhaupt wenig und für die didaktische Dichtungsart noch gar nicht gebildet ist, und die Harmonie des Hexameters ihr erst abgelernt, oder in sie gelegt werden soll. Man empfindet eben so leicht, daß der ernste Gegenstand den Dichter zu kaltem Ernste stimmen und die Ferne des

zu erreichenden Zieles ihm, beym Beginnen seines Laufes, Mäßigung und Schonung seiner Kräfte empfehlen konnte. Man bemerkt endlich nicht ungern eine Alterthümlichkeit in den Formen und Redensarten, die, wenn sie auch den Vortrag nicht belebt, ihm dennoch eine Art von Würde, oder, wie ich lieber sagen möchte, ein gewisses ehrwürdiges Gepräge ertheilt, das für den Mangel an Phantasie und beseelter Darstellung einiger Maßen schadlos hält. Man nährt, mit einem Worte, eine zeitlang an der Hand des Dichters fortschlendernd, die Hoffnung, daß er, der uns auf den Gefilden der Poesie empfing, uns bald wieder in diese Gefilde zurückführen werde.

Aber diese Hoffnung vermindert sich, je weiter man mit ihm vorwärts schreitet. Mit Befremden wird man gewahr, daß der Dichter ganz zurücktritt und nur der trockne Philosoph und Lehrer erscheint. Nicht genug, daß er in dem Fortgange seines Gedichts weder wärmer, noch seine Sprache bildlicher und seine Darstellung sinnlicher wird; er trägt überhaupt sein System so umständlich, so regelrecht, so nackt und schmucklos vor, daß man bald inne wird, es sey ihm einzig um den Unterricht, nicht um das Vergnügen des Lesers zu thun. So gar der Mühe überhebt er sich, ihn durch geschickte Verbindungen und leichte Uebergänge von Satz zu Satz, von Idee

zu Idee zu leiten, den Schlüssen durch versteckte Wendungen ihre auffallende Form, und den Beweisen durch eine gefällige Einkleidung ihr steifes Ansehn zu nehmen. Er giebt schlechterdings alles so bündig, aber auch zugleich so kalt und leblos, wie es die Schule giebt, und scheint der Muse eher zu spotten, als ihr zu huldigen. Nicht ohne Anstrengung begleitet ihn der Leser auf dem steinigen Wege weiter, begegnet überall dem wiederkehrenden zuerst, sodann, hierauf, endlich, überdem und hierzu kommt noch, empfindet, statt der milden Kraft der dichterischen Begeisterung, höchstens die zwingende Gewalt des philosophischen Scharfsinns und ruht oft ermüdet, selten erquickt aus. In dieser Stimmung fragt er sodann nicht mit Unrecht: Was in aller Welt konnte den Römer bewegen, in Hexameter zu kleiden, was er mit größerer Bequemlichkeit für sich und mit geringerer Ermüdung für den Leser in Prosa gegeben hätte? Wozu diese Mischung von Daktylen und Spondeen, die zu nichts dient, als darzuthun, daß er Sylben zu zählen und Verse zu machen wußte? Würde er nicht, da sein Zweck Belehrung und Ueberzeugung ist, diesen durch den Vortrag in ungebundener Rede besser erhalten, ja in ihr so gar sich weniger einförmig und schwerfällig ausgedrückt haben, als es ihm in den Fesseln des Rhythmus möglich war? Man versuche es nur ein-

mahl, die eine oder die andere Stelle in Prosa aufzulösen, die stets zurückkommenden Bindewörter und steifen Uebergänge mit ciceronischen Wendungen zu vertauschen und das Ganze mit größerer Freyheit zu behandeln, und urtheile, ob Lucrez gewinne oder verliere. Gewiß werden wenige seyn, denen die Umbildung nicht besser gefallen sollte, als die abgezirkelten Hexameter der Urschrift. Giebt es aber einen bündigern Beweis, daß der Dichter sich vergeblich bemühte und seine Arbeit zu den verunglückten zu rechnen ist?

In der That ist dieß, so oft ich von dem Gedichte über die Natur der Dinge zurückgekehrt bin, meine Empfindung gewesen, und ich habe große Ursache zu glauben, daß ich sie mit allen unparteyischen und prüfenden Richtern theile. Mag man sich immerhin auf die noch ungebildete Sprache, in der Lucrez schrieb, berufen. Er selbst wird dadurch entschuldigt, allein sein Werk nicht besser; ja es läßt sich so gar zweifeln, ob die Ungeschmeidigkeit der Sprache als Entschuldigungsgrund für ihn geltend gemacht werden kann. Abgerechnet, daß ein solches Organ zu überwinden, wie man schon oft erinnert hat, des Dichters eigentlicher Triumph ist, so zeigen auch einzelne poetische Stellen in seinem Werke, daß dieser Sieg weder überhaupt noch ins besondere für

ihn unerreichbar war. Es wird nöthig seyn, ehe ich meine Gedanken weiter verfolge, bey diesen Stellen einen Augenblick zu verweilen, und ihr Verhältniß zu dem Gedichte im Ganzen zu würdigen.

So oft von Lucrez dem Dichter die Rede ist, so oft beruft man sich auf eine Anzahl nahmhafter Beschreibungen und Gemählde, die aus dem Ganzen auffallend hervortreten und den Schmuck des Gedichtes ausmachen. Die schon erwähnte Anrede an die Venus (I. 1 — 44.), die Ermunterung des Memmius zum Studium der Philosophie (II. 1 — 60.), das Lob Epikurs (III. 1 — 30.), die Rechtfertigung der poetischen Darstellung philosophischer Wahrheiten (IV. 1 — 25.), die Abschweifung über die Liebe, ihre Gewalt und Wirkungen (IV. 1048 u. f.), und die Schilderung der verwüstenden Pest zur Zeit des peloponnesischen Krieges (VI. 1137 u. f.), — diese und einige Stücke von beschränkterm Umfange sind es, welche die Kunstrichter jederzeit hervorziehn und beyfällig auszeichnen, wenn sie den dichterischen Werth des lucrezischen Versuches vertheidigen wollen. So sehr diese gerühmten Stellen sich in dem weitläuftigen Werke verlieren, und so ungleich an innerm Gehalte sie einander selbst seyn mögen, so müßte man dennoch entweder von allem Gefühle des Schönen verlassen seyn, oder ein eignes Vorurtheil

gegen ihre Verfasser hägen, wofern man es wagte, ihnen ihre höhern Vorzüge abzusprechen, oder sie des erhaltenen Lobes unwürdig zu erklären. Sie sind allerdings für den Leser angenehme Ueberraschungen, einzelne, wie die Oasen in der libyschen Wüste, verstreute Inseln, wo man, nach einer langen Ermüdung, einmahl mit Wohlbehagen ausruht und sich erhohlt. Aber wie mögen nur diejenigen empfunden haben, welche diese so vereinzelten poetischen Schönheiten unter andern auch wegen ihres starken Hervortretens und des dadurch bewirkten Abstiches gegen die didaktischen Theile des Gedichtes bewundern g)? Ich gestehe, daß es gerade das Grelle dieses Abstiches ist, was mich beleidigt und mir selbst den Genuß jener bessern Erzeugnisse der dichterischen Einbildungskraft verleidet. Auch in Virgils trefflichem Lehrgedichte ragen eine Menge einzelner Theile über die andern hervor und strahlen in eigenthümlichem Lichte. Allein abgerechnet, daß die edlere Sprache und Haltung, die in dem Ganzen herrscht, an sich schon eine größere Erhabenheit im Einzelnen zuläßt, — wie vorsichtig bereitet nicht der Dichter auf stärkere Schilderungen und glänzendere Gemählde vor! wie sanft gleitet er nicht von dem gemäßigtern in

g) So Merian in seinem Buche: Von dem Einflusse der Wissenschaften auf die Dichtkunst. Th. II. S. 312.

den höhern Ton hinüber! wie unmerklich weiß er nicht den Leser wieder herab, und für das Auffassen der trocknern Wahrheiten zu stimmen! Von dieser zarten Behutsamkeit, von diesem steten Bestreben, bey dem häufigen Wechsel des Tons dennoch keinen Mißton in das Ganze zu bringen, finde ich bey Lucrez nicht die mindeste Spur. In seinem Werke wandeln der Philosoph und Dichter, jeder seinen eigenen Weg, ohne daß es dem einen einfällt, dem andern freundschaftlich die Hand zu biethen. Hat der erste lange genug gelehrt, so tritt er plötzlich, als habe er einen Wink von unsichtbarer Hand erhalten, zurück und macht dem letztern Platz; und hat dieser eine zeitlang das Wort geführt, so ruft jener ihm zu: „Genug, mein Herr! Jetzt ist das Reden an mir.“

Nach allem, was ich über Lucrezens Gedicht geäußert habe, bedarf es schwerlich noch der besondern Erklärung, daß ich es, überhaupt genommen, für eine verfehlte Arbeit halte. Aber wie ein Mann, der sich durchgängig als kenntnißreichen Philosophen und stellenweise als kräftigen Dichter verräth, ein so verfehltes Werk hervorbringen konnte, — die Frage verdient allerdings noch eine Antwort. Ich will versuchen, sie zu geben.

Wenn ich den großen Eifer erwäge, mit dem Lucrez seine Lehren verkündigt und sie seinem Freunde

Memmius an das Herz legt, so werde ich sehr geneigt zu glauben, daß eben in diesem Eifer einer der vorzüglichsten Gründe, warum ihm sein Unternehmen mißlang, zu suchen sey. Lucrez betreibt seine Geschäfte nicht als ein freyes Spiel mit Ideen, wie er sollte; er betreibt es ganz eigentlich als Arbeit, als ernste anstrengende Arbeit. Wie der Lehrer verfährt, dem daran gelegen ist, seinen Lehrling nicht bloß zu überreden, sondern zu überzeugen, wie der ihm nichts erläßt, oder für künftige Zeiten aufhebt, wie der das Ganze vor ihm ausbreitet und entwikkelt, alle Sätze in wissenschaftlicher Form und Strenge, einen nach dem andern, aufstellt, sie mit allen Beweisen unterstützt, und alle gegen sie erhobenen Einwendungen und Zweifel beleuchtet, so Lucrez. Für ihn ist Epikur der erste der Weisen, und das System Epikurs die wichtigste Entdeckung, die je zum Wohle der armen Menschheit gemacht worden ist. Nur dieses System enthält den Schlüssel zu den verborgenen Geheimnissen der Natur; nur die gläubige Annahme desselben befreyt die Seele von der Furcht vor dem Tode und den Schrecknissen des Grabes; nur dadurch, daß wir es uns ganz und ohne Einschränkung aneignen, wird uns Ruhe, Glückseligkeit und innerer Friede zu Theil. Aus einem so erhabenen und ehrwürdigen Standpunkte betrachtet Lucrez das Lehrgebäude, das er den griechischen Philosophen

nachzeichnet. Ihm dünkt es Gewissenssache, der Gründlichkeit, um der Schönheit willen, den kleinsten Eintrag zu thun, oder an den heiligen Worten des Erfinders im geringsten zu meistern. Kein Wunder, wenn er, bey einer solchen Ansicht und Schätzung, seinen Lesern nichts erspart, wenn er sie durch das lange Labyrinth abgezogener Sätze, spitzfindiger Schlüsse und verschlungener Beweise ohne Schonung hindurch führt und überhaupt stets so handelt, als ob er vom Katheder herab ihnen die wichtigsten Geheimnisse mitzutheilen berufen, und sie, von Wißbegierde getrieben, das Wesen der Dinge, die Summe ihrer Pflichten und die Quellen ihres Glückes durch ihn kennen zu lernen versammelt wären.

Eine andere Ursache, die gewiß nicht weniger, als die erwähnte, auf Lucretius Arbeit und ihren Charakter Einfluß gehabt hat, finde ich in den Mustern, denen er folgte *h*). Es ist bekannt, wie sehr die griechischen Dichter den römischen vorgeleuchtet haben, wie alle Versuche der letztern sich auf Beyspiele der erstern gründen, und keine poetische Gattung in die römische Sprache übergegangen ist, zu der sich nicht das Vorbild in der griechischen fände.

h) Weitläuftiger, als es für meinen Zweck nöthig war, hat H. Eichstädt diese ihm gehörende Bemerkung in Prolegg. p. 94. u. f. ausgeführt.

Auch im philosophischen Lehrgedichte nannten die Griechen einen Xenophanes, Parmenides nnd Empedokles, und es läßt sich nach allem, was Lucrez *i*) zum Lobe des letztern gesagt und die Ausleger beygebracht haben, nicht zweifeln, daß er vorzüglich dessen Bücher über die Natur ins Auge faßte und nachahmte. Aber gerade diese Gattung, oder, wie andre wollen, Aftergattung der Poesie hatten die Griechen mit dem wenigsten Erfolge bearbeitet. Die eben genannten ältern Dichter schrieben alle reizlos, trocken und rauh, Empedokles so prosaisch, daß schon Aristoteles *k*) zweifelte, ob er ihn zu den Philosophen oder Poeten rechnen sollte, und die spätern oder alexandrinischen Dichter zwar gewandter, netter und ründer, allein, so viel sich aus den erhaltenen Ueberbleibseln schließen läßt, darum nicht musterhafter. Man begreift leicht, wie Lucrez, gesetzt auch, der Unterricht wäre an sich weniger sein Zweck gewesen, schon durch das Muster, dem er nacheiferte, auf den Abweg, den er betrat, gerathen und, selbst bey einer poetischen Stimmung und einer reichern und entzündbarern Phantasie, der nüchterne Dichter werden mußte, der er ist. Seine Vorgänger hatten keinen höhern Flug genommen, keine bildlichere Sprache

i) I. 717 u. f. vorzüglich 730.

k) In Poet. cap. 5.

geredet und keiner lebendigern Darstellung sich beſleißigt, als er. Wie konnte seine Muse, die ungeübte Anfängerinn, sich erdreisten, den Pfad der griechischen zu verlassen und einen neuen noch unversuchten zu wählen?

Doch wie? wenn Lucrez überhaupt die dichterische Anlage gar nicht gehabt hätte, die man, um einiger gelungenen Stellen willen, ihm zuzuschreiben geneigt ist? Ich empfinde, was und wie viel ich ihm und seinen Verehrern durch diesen Zweifel entreiße; gleichwohl hat er sich mir, bey wiederholter Prüfung seines Versuches, zu lebhaft aufgedrungen, als daß ich ihm nicht hätte Raum geben sollen? Ich will hier nicht vergleichend zu Werke gehn, nicht, was spätere Dichter leisteten, zum Maßstab seines Genius machen, nicht an so manchen unsinnlichen Gegenstand, den Ovid mit aller sinnlichen Kraft darzustellen gewußt hat, erinnern, nicht die Beschreibung der Pest bey Lucrez an die bey Virgil halten. Ich will bloß einige Stellen, die man zu den vorzüglichern zählt, aus dem Gedichte über die Natur der Dinge ausheben und sie ohne alle Nebenrücksichten betrachten. Folgende (V. 38 — 52.) führt Preiger als ein Beyspiel des Erhabenen an und nennt sie bewundernswürdig. Die Rede ist von den Arbeiten des Herkules gewesen. Lucrez fährt fort:

All das übrige Heer der Ungeheuer, und hätt' er (Herkules) *l*)
Keines erlegt, was könnten zuletzt sie lebend uns schaden?
Nichts, vermein' ich. Wie einst, so wimmelt noch heute von wilden
Thieren die Erde; mit Furcht erfüllt und mit Schrecken und Grausen
Sind die Hain' und die Höhen der Berg' und die Tiefen der Wälder,
Welche Oerter jedoch wir meistens zu meiden vermögen.
Aber ist unsere Brust nicht gereiniget, was für Gefahren,
Was für Kriege bedrohn dann wider Willen uns Arme?

---

l) Caetera de genere hoc quae ſunt portenta peremta,
Si non victa forent, quid tandem viua nocerent?
Nil, vt opinor: ita ad ſatiatem terra ferarum
Nunc etiam ſcatit, et trepido terrore repleta eſt,
Per nemora, ac monteis magnos, ſyluasque profundas:
Quae loca vitandi plerumque et noſtra poteſtas.
At niſi purgatum eſt pectus, quae proelia nobis,
Atque pericula, ſunt ingratis inſinuandum?

Was für Sorgen, erregt von heißer Begierde, zerfleischen
Dann das geängstete Herz? und welcher Schrecknisse Beute
Werden wir nicht? Wie bestürmen uns rastlos schmutzige Wollust,
Frechheit und Stolz? wie toben in uns Verschwendung und Trägheit?
Wer die Laster bezwang und aus dem Herzen durch Lehren,
Nicht durch Waffen, beherzt sie vertrieb — sollt' hoch im Olympus
Neben den Göttern der Sitz nicht solchem Sterblichen ziemen?

Eine andere Stelle (V. 923—950.), die man ungemein lebhaft findet, schildert den rohen Zustand der ersten Menschen:

Quantae tum ſcindunt hominem cupedinis acreis
Solicitum curae? quauteique perinde timores?
Quidue ſuperbia, ſpurcitia, ac petulantia, quantas
Efficiunt cladeis? quid luxus, deſidiaeque?
Haec igitur qui cuncta ſubegerit, ex animoque
Expulerit dicteis, non armeis; nonne decebit,
Hunc hominem numero diuôm dignarier eſſe?

Auch das Menschengeschlecht in jenen Tagen und
Fluren, — *m*)
Härter war es; mit Recht: denn harte Erde
gebahr es.
Größer war es zugleich gebildet, fester der
Knochen
Bau und das ganze Gewebe durch stärkere Nerven verbunden.
Selten erlag es dem Drucke der Hitze, selten der
Kälte,
Oder der neuen Speise Genuss' und dem Gifte
der Krankheit.
Jahre rollte die Sonn' am Himmel herauf und
hernieder,
Und noch schwärmt' es herum, unstät, wie die
Thiere des Waldes.

---

m) Et genus humanum multo fuit ollud in arueis
Durius, vt decuit, tellus quod dura creasset;
Et maioribus, et solideis magis, ossibus intus
Fundatum, valideis aptum per viscera nerueis;
Nec facile ex aestu, nec frigore, quod caperetur,
Nec nouitate cibi, nnc labi corporis vlla.
Multaque per coelum solis voluentia lustra
Volgiuago vitam tractabant more ferarum.

Keiner wußte mit Kraft den geschweiften Pflug zu beherrschen,
Oder den Schooß des Gefilds mit scharfem Karste zu lockern.
Keiner verstand das junge Gesträuch in die Erde zu senken,
Noch mit der Hippe vom Baum die dürren Aeste zu trennen.
Was an Gaben die Sonn' und der Regen schenkte, was Tellus
Ihnen von selber verlieh, genügte, den Hunger zu zähmen.
Unter die Eichen gestreckt, erquickten sie meistens mit roher
Eichelnahrung den Leib, und sie, die nun in dem Winter

Nec robustus erat curui moderator aratri
Quisquam, nec scibat ferro molirier arua;
Nec noua defodere in terram virgulta, neque alteis
Arboribus veteres decidere falcibu' ramos.
Quod sol atque imbreis dederant, quod terra crearat
Sponte sua, satis id placabat pectora donum:
Glandiferas inter curabant corpora quercus
Plerumque; et quae nunc hiberno tempore cernis,

Erst zur Reife gedeihn, Meerkirschen mit Purpur gefärbet,
Spendete damahls die Erd' in reicherer Fülle und größer.
Auch viel' andere Frucht, zwar hart, allein für die armen
Menschen ein leckeres Mahl, gewährte der blühende Boden.
Aber zu stillen den Durst rief murmelnd der Bach und die Quelle,
Wie sie noch itzt, von den Höhen der Berge mit lautem Geräusche
Hüpfend, das durstige Wild, einladen und um sich versammeln.
Kam dann endlich die Nacht, so besuchten die Streifer der Nymphen

---

Arbuta puniceo fieri matura colore,
Plurima tum tellus, etiam maiora, ferebat:
Multaque praeterea nouitas tum florida mondi
Pabula dira tulit, misereis mortalibus ampla
At sedare sitim fluuiei funteisque vocabant;
Vt nunc montibus e magneis decursus aquai
Claricitat late sitientia saecla ferarum.
Denique noctiuagi syluestria templa tenebant

Waldichte Tempel, woraus, sanft gleitend, helle Gewässer
Niederflossen, den Fels in ihrem Nasse zu baden,
Und in grünendes Moos den gebadeten Felsen zu kleiden,
Oder zum Theil in die Ebne zu strömen und mild sie zu tränken.

Ein kleines Gemählde der Jahreszeiten (V. 736 — 746.), das auch nicht unbemerkt geblieben ist, mag ebenfalls noch als Probe hier stehn.

Lenz und Venus erscheinen zuerst; der Zephyr, des Frühlings *n*)
Bothe, schreitet, gefiedert, voraus, und ihnen zur Seite
Wandelt, jeglichen Pfad mit herrlichen Blumen bestreuend,

Nympharum, quibus excibant humore fluenta
Lubrica, proluuie larga lauere humida saxa,
Humida saxa, super viridi stillantia musco:
Et partim plano scatere atque erumpere campo.

n) It Ver, et Venus; et, Veris praenuncius, ante
Pennatus graditur Zephyrus, vestigia propter
Flora quibus mater praespergens ante viai

Mutter Flora daher und erfüllt mit Gerüchen
die Lüfte.
Drauf folgt trockene Hitz' und dieser ihre Gefährtinn,
Ceres, in Staub gehüllt, und des Nords etesische Hauche.
Dann erhebt sich der Herbst und Evius, der
ihn geleitet,
Dann ein wüthendes Heer von mancherley Winden und Stürmen,
Hochher donnernd, Vulturnus und Auster, mit
Blitzen bewaffnet.
Endlich bringet das Jahr uns Schneegestöber
und trägen
Frost. Der Winter erscheint und die zähneklappernde Kälte.

Wie diese drey angeführten Schilderungen, so und nicht anders sehen alle die übrigen aus, auf welche

---

Cuncta coloribus egregieis et odoribus opplet.
Inde loci ſequitur Calor aridus, et comes vna
Poluerulenta Ceres, et Eteſia flabra Aquilonum.
Inde Auctumnus adit: graditur ſimul Euius Euan:
Inde aliae Tempeſtates Venteique ſequuntur;
Altitonans Volturnus, et Auſter fulmine pollens.
Tandem Bruma niueis affert, pigrumque rigorem
Reddit: Hiems ſequitur, crepitans ac dentibus Algu.

man Lucrezens poetischen Werth gründet, und wer wird nicht willfährig einräumen, daß die angezogenen — nicht übel sind? Aber sind sie noch etwas mehr? Beweisen sie irgend eine höhere Kraft, eine ungewöhnliche Erhebung der Seele? Haben nicht bloße, mit der Mechanik des Verses vertraute, Liebhaber der Dichtkunst von jeher dergleichen Verse zu hunderten gemacht, ohne darum sich in die Reihe der Dichter eindrängen zu wollen? Oder wenn ist es unter den Kunstrichtern Sitte geworden, die ehrwürdigen Dichter-Nahmen so wohlfeilen Preises zu ertheilen? Will man die Einleitung in das ganze Gedicht, die berühmte Anrufung der Venus, gegen meine Behauptung geltend machen? O ich stimme in alle Vorzüge, die man ihr beylegt, in alle Lobeserhebungen, mit denen man sie verherrlichet, ein. Sie ist schön, trefflich, begeisternd. Aber wer sagt uns, ob sie dem Dichter auch als Eigenthum angehört? und wenn sie ihm angehört, ist sie nicht die einzige ihrer Art in dem ganzen langen Gedichte? und welch ein geistloser Versmacher müßte Lucrez gewesen seyn, wenn ihn der Gedanke an die Göttinn der Liebe nicht einmahl zu Anfang seines Gedichts, und bey ungeschwächter Kraft, über sich selbst hätte erheben und stärker, als gewöhnlich, erwärmen sollen?

Die spätern epischen Dichter der Römer.

Lucan. Silius Italicus. Valerius Flaccus. Papinius Statius.

„Der Geschmack der Römer," sagt ein geistreicher Beurtheiler der Alten, „war Geschichte oder ernste gesetzgebende Beredtsamkeit, kurz That, so wie er bey den Griechen jene leichte Wirksamkeit gewesen war, die Allem eine schöne Sinnlichkeit und einen süßen Wohlklang anschuf. So lange daher in Rom Veranlassungen waren, den echten Thaten- Rede- und Geschicht-Geist zu wecken, so wuchs auch der feste römische Geschmack. Thatvolle Rede war das Steuer, welches das rudernde Schiff des Staates lenkte, und Geschichte das weisheitvolle Reisebuch, wornach es gelenkt ward. Die Scipionen, Catonen, Sulla, Crassus, Lucullus, Brutus, Antonius, Pompejus, Cäsar, — sie alle waren Redner, oder Geschichtschrei-

der, oder Freunde derselben. Aus diesem Geiste ist Rom erwachsen, und als er wich und die Republik unter das Joch der Monarchie kam, konnte nichts das ersetzen, woraus er geworden war.“ Mich dünkt, die Bemerkung, die Herder *a*) in den angezogenen Worten mittheilt, bestätige sich eben so sehr durch den Gang, den die römische Dichtkunst genommen hat, als durch die trefflichen Ueberreste der Beredtsamkeit und Geschichte, die der Zerstörung der Barbaren entronnen sind. Nicht nur Ennius, wie Herder selbst andeutet, neigte sich mehr zum Geschichtschreiber als Dichter hin; nicht nur die frühern Tragiker gaben mehr Geschichte als Dichtung; auch im Virgil waltet, wenn nicht der Geschichtschreiber, doch der Redner öfters über den Dichter vor, und als mit ihm die Kraft und der Einfluß der römischen Muse je länger je mehr dahin schwindet, sind erzählende Gedichte das Glänzendste, was sie in der Periode ihrer Ermattung hervorbringt, und der Lichtpunkt in diesen — Reden und rednerische Beschreibungen.

Es würde nicht schwer seyn, zu diesen beyden Beziehungen, die auf alle spätern Epiker der Römer

a) Man sehe seine Preisschrift über die Ursachen des gesunkenen Geschmacks. S. 276.

anwendbar sind, auch die übrigen sie allgemein treffenden aufzufinden und so, statt jeden Einzelnen zu schildern, den Charakter Aller in einem Gemählde zusammenzufassen. Sie berühren sich, der Zeit nach, so nahe *b*), und diese Zeit hat so kräftig und gleichförmig auf sie gewirkt, daß weder die Uebereinstimmung in ihrer gesammten Empfindungs- und Darstellungs-Weise zu verkennen, noch die Aeußerungen derselben zu entwickeln eine schwierige Aufgabe ist. Allein bey allen zwischen ihnen obwaltenden Aehnlichkeiten finden gleichwohl auch gar manche Verschiedenheiten Statt, die nicht füglich in ein allgemeines Gemählde aufgenommen werden können, und, übergangen, den einen in einem günstigern, den andern in einem minder günstigen Lichte, als er verdient, zeigen würden. Für den billigen Kunstrichter bedarf es keines triftigern Bestimmungsgrundes, um die Dichter, von denen hier die Rede ist, nicht zu vermischen, sondern gehörig abzusondern. Nur indem er jeden für sich betrachtet, darf er hoffen, allen die gebührende Gerechtigkeit zu erweisen, und indem er einen nach dem andern dem Leser vorführt, ihm die Vergleichung aller und die Entdeckung dessen, was allen gemein ist, zu erleichtern.

b) Zwischen Lucan und Statius liegen kaum dreyßig Jahre.

M. Annäus Lucanus *c*), der in der Reihe der spätern römischen Epiker, wenn nicht dem Werthe, doch der Zeit nach, den ersten Platz einnimmt, hat es bekanntlich zuerst gewagt, die Bahn der Homere und Virgile zu verlassen, und in seiner Pharsalia ein poetisches Werk aufgestellt, das sich in der Anlage wie in der Behandlung von der Ilias und Aeneis gleich weit entfernt und darum auch von den Kunstrichtern unserer Tage mit einem eigenthümlichen Nahmen, ich meine, mit dem eines historischen Gedichts, bezeichnet worden ist. Es kann hier unerörtert bleiben, in wie fern die gewählte Benennung überhaupt zu den schicklichen gehört oder nicht *d*); die wichtigere Frage ist, ob der zwischen den genannten Gedichten bemerkte Abstand, den man bezeichnen

c) Er war zu Corduba im J. nach Ch. 38. geboren, kam, als Kind von acht Monaten, nach Rom, studirte daselbst mit dem Salejus Bessus und Persius unter dem Rhetor Remmius Palämon und dem Philosophen Cornutus und wurde im J. 65. also im sieben und zwanzigsten seines Lebens von Nero genöthiget, sich die Adern zu öffnen. Man sehe die Vitae des Dichters vor Oudendorps Ausgabe der Pharsalia und Tacitus in Annal. XV. 49. 70.

d) Man sehe unter andern Burmann in der Vorrede zu seiner Ausgabe Lucans p. 13. und Saxius im Onomast. Tom. I. p. 254. Letzterer sagt etwas stark: Enimuero quid sibi velit, aut cuius vtilitatis sit Poeta Historicus et Poema Historicum, aeque nego me intelligere atque σιδηρόξυλον.

wollte, ein wahrer ist, und daran läßt sich bey einer genauen Vergleichung nicht zweifeln. Homer und Virgil haben ihre Gedichte beyde auf die dürftigen Sagen eines entfernten dunkeln Zeitalters gegründet und diese Sagen selbst ganz nach Willkühr behandelt, sie erweitert, verändert, umgestaltet, wie es die poetische Wirkung zu fodern schien; Lucan hat den Bürgerkrieg zwischen Pompejus und Cäsar bis zu dem Tode des erstern e) zum Gegenstand seines Versuches gewählt und sich in der Folge und Erzählung der Begebenheiten fast ausschließend, wenigstens ohne sich wesentliche Umbildungen zu erlauben, an die wahre Geschichte gehalten. In der Ilias und Aeneis herrscht das Wunderbare. Götter nehmen Theil an den Schicksalen der Menschen, bestimmen sie in ihren Entschlüssen, lenken die Ereignisse und greifen überall in die Handlung ein. In der Pharsalia geht alles natürlich zu. Schlachten werden gewonnen, Städte erobert und Helden getödtet, aber auf gewöhnlichem Wege und durch menschliche Kräfte f). Homer und

e) Weil er nähmlich an der Vollendung des Ganzen durch Nero's Verdammungs-Urtheil gehindert wurde.

f) Orakelsprüche und Zauberey kommen zwar auch bey Lucan vor, aber ohne in die Handlung selbst einzufließen. Ob der Dichter übrigens, wie Merian (Von dem Einflusse der Wissenschaften auf die Dichtkunst Th. II. S. 157. u. f. vorzüglich 163.) will, die Einführung der Götter in die Handlung seines Gedichts aus philoso-

Virgil ordnen ihre Begebenheiten so, daß sie aus einander entspringen und sich zu einander verhalten, wie Ursache und Wirkung; bey Lucan ist von diesem epischen Pragmatismus nichts wahrzunehmen. Jene versetzen den Leser, um seine Aufmerksamkeit zu fesseln, sogleich in die Mitte der Handlung, schalten das Vorhergegangene und ihm zu wissen Nöthige episodisch ein und reißen ihn dergestalt, ohne ihm Zeit zur kühlen Besinnung zu geben, unaufhaltsam mit sich vorwärts; dieser hebt ruhig mit dem ersten Gliede der Begebenheiten an, und schreitet eben so ruhig zu jedem folgenden fort. Die erstern, mit einem Worte, lassen, was geschieht, werden, da der letztere bloß Erzähler des Geschehenen oder schon Gewordenen ist.

Es ist meine Absicht nicht, die auf Lucans Pharsalia haftenden Mängel und Unvollkommenheiten, in so fern sie in einer verfehlten Wahl des Gegenstandes gegründet sind, hier zu erörtern. Abgerechnet, daß alles, was sich von der Seite gegen die Pharsalia einwenden läßt, nicht sie allein, sondern, mehr

phischem Stolze, um den Weisen der Stoa nicht unter die Götter zu erniedrigen, vermieden habe, oder ob es ihm unschicklich däuchte, eine noch in Aller Andenken lebende Begebenheit in das Gebieth des Wunderbaren zu versetzen, oder welche andere Ursachen ihn bestimmten, wage ich nicht zu entscheiden.

oder minder, das historische Gedicht überhaupt trifft, so sind auch in einer früher geschriebenen Abhandlung g), welche diese poetische Gattung im Allgemeinen beurtheilt, die ihr eigenthümlichen und gewisser Maßen von ihrem Wesen unzertrennlichen Nachtheile bereits aufgesucht und entwickelt worden. Aber es giebt noch andere Betrachtungen, die sich dem Kunstrichter, der nicht mit leichtsinnigem Blicke die Werke des Alterthums schätzt, sondern mit geziemender Achtung vor ihnen verweilt, beym Lesen der Pharsalia aufdrängen. „Wie?“ redet ein solcher sich an, „wie? wenn Lucan auf den Stoff seines Gedichts selbst keinen Werth legte? wie? wenn er sich bewußt war, wie weit er in dieser Rücksicht hinter seinen großen Vorgängern, einem Homer und Virgil, zurückstand? wie? wenn er nach einem ganz andern Maßstabe, als der Verfasser der Aeneis, arbeitete und die Wirkung seiner Arbeit von ganz andern Vorzügen, als dieser, erwartete? Der eine zu erringende Lorbeer, die episch ausgeführte Niederlassung Aeneens in Italien zur Gründung der ewigen Roma, ist doch einmahl, dachte vielleicht Lucan, für dich verloren; aber warum zugleich jeder andere? Die Geschichte des zweyten Bürgerkrieges hat für die Römer gewiß dieselbe, ja wahrscheinlich eine noch stärkere anziehende

g) Nachträge Th. V. S. 5.

Kraft, als die dunkle Sage von ihrem Ursprunge. Die Ereignisse, welche der Kampf zwischen Pompejus und Cäsar veranlaßte, sind so mannigfaltig und groß, und die Folgen, die er nach sich gezogen hat, so dauernd und fühlbar. Eine an sich schon so wichtige und die Römer so nahe angehende Begebenheit bedarf keiner Beymischung des Wunderbaren. Ihre historische Ausführung wird zwar die hohe epische Wirkung der Aeneis nicht hervorbringen, allein darum doch das Gemüth poetisch zu stimmen vermögen, sobald nur der Dichter versteht, den dankbaren Stoff, der in der Begebenheit liegt, aufzusuchen, zu sichten und zu verarbeiten. Er gebe ihr die Wendung, die das Gefühl des Menschen überhaupt und das besondere des Volkes, für welches er schreibt, am leichtesten anspricht; er bemächtige sich der ausgezeichneten Charaktere, denen er begegnet, und stelle sie in das gehörige Licht; er verabsäume, weder Dichtungen einzumischen, die, ohne den natürlichen Gang der Handlung zu unterbrechen, sie gleichwohl beleben, noch die Gelegenheit zu Schilderungen und Darstellungen, die ihm die Folge der Ereignisse darbiethet, zu nutzen; er bediene sich endlich aller Kraft und Fülle der Sprache, um in das Ganze eine durchgängig große Haltung zu legen und durch die Erhabenheit und die Würde der Empfindungen und Gedanken zu ersetzen, was ihnen an epischer Hoheit abgeht."

So ungefähr dachte, nach der Anlage und Ausführung der Pharsalia zu urtheilen, Lucan; und wer wollte läugnen, daß er, wenn auch nicht episch, doch poetisch dachte? Halten wir uns an diese aus seinem Gedichte selbst abgezogenen Grundsätze und untersuchen, in wie fern er ihnen genügte.

Wenn man nach dem Zwecke fragt, den Virgil in der Anlage seiner Aeneis vor Augen hatte, nach dem Ziele, wo er anlangen wollte, so kann man hierüber durchaus nicht ungewiß seyn. Es ist kein anderes, als die Gründung eines neuen Reiches in Italien, deren letztes Hinderniß Aeneas durch die Erlegung des Turnus aus dem Wege räumt. Eben so klar ist es in der Ilias und Odyssee, wie wir sie itzt lesen, was die Dichter beyder beabsichtigten, oder welche Rücksicht wenigstens die spätern Sammler und Ordner der einzelnen Rhapsodien, bey deren Verbindung zu einem Ganzen, befolgten. Die erste endet, sobald Achill, durch die Leiden und Niederlagen des griechischen Heeres gerächt, es von neuem unterstützt; und die letzte schließt mit Ulysses Wiederkehr in sein Vaterland und der Erlangung des ruhigen Besitzes seiner Güter und Habe. Bey der Pharsalia Lucans hat es den Kunstrichtern nicht eben so glücken wollen, den Punkt, auf den alles hinwirkt und in dem sich alles vereiniget, auszumitteln; ja zwey der besten

von ihnen haben ihn gar nicht in eine Handlung oder Begebenheit, sondern in eine bloße moralische Wahrheit setzen zu müssen geglaubt, und bald „die Versinnlichung der verderblichen Folgen der Zwietracht“ für den Angelpunkt der ganzen Dichtung gehalten *h*), bald sich eingebildet, Lucans Absicht sey gewesen, den Satz zur Anschauung zu bringen: „Der rechtschaffene Bürger ficht nur gezwungen für die Freyheit seines Vaterlandes gegen den Gewalträuber, und nur so lange, als er Hoffnung haben kann zu siegen. Fällt diese hinweg, so verläßt er den Kampfplatz *i*).“ Es hieße ein Mißtrauen in die Beurtheilungskraft der Leser setzen, wenn man sie belehren wollte, wie flach und alltäglich die eine, und wie unverträglich mit dem Inhalte des Gedichts die andere Ansicht sey. Was gewinnt überdem, mag man sich für diese oder für jene erklären, der Dichter? Unter den Theilen der

h) So Marmontel in seiner Dichtkunst, Th. II. S. 182. der deutschen Uebersetzung Er beruft sich zur Bestätigung seiner Meinung, auf die Worte Lucans, die wir VII. 642. lesen:

Proxima quid soboles aut quid meruere nepotes
In regnum nasci? Pauidi num gessimus arma?
Teximus aut iugulos? Alieni poena timoris
In nostra ceruice sedet.

i) So Dusch in den Briefen zur Bildung des Geschmacks, Th. V. S. 229.

Pharsalia wird, man stelle sich in den ersten oder in den zweyten Gesichtspunkt, kein festeres Band geknüpft, noch sie unter einander in eine nähere Uebereinstimmung gebracht. Das Ganze ründet sich durch die moralische Beziehung, die man ihm unterlegt, im geringsten nicht besser, und die einzelnen Begebenheiten erhalten dadurch keine größere Einheit, daß man sie als Belege einer Warnung oder Lehre betrachtet und sie auf diese zurückführt.

Erwäge ich die Richtung, welche der Dichter der Pharsalia vom ersten Anfange nimmt, die freybürgerliche Stimmung, die ihn ausschließend beherrscht, und das unabläßige Bestreben, sie seinen Lesern mitzutheilen, so bleibt mir kaum noch ein Zweifel übrig, daß der Schlußstein des Ganzen, wenn er es vollendet hätte, kein anderer würde gewesen seyn, als der Sieg der Freyheit durch die Ermordung Cäsars, ihres Unterdrückers. Nicht also ein bloßer trockner moralischer Satz wäre, statt des epischen Aufschlusses, aus dem Gedichte gewonnen worden; eine sowohl an sich, als für die freygesinnten Römer, d. h. für die zahlreiche Mitwelt des Dichters höchst wichtiger Glückswechsel hätte vielmehr die Reihe der Begebenheiten auf eine poetische Weise geschlossen, und die Phantasie ein bestimmtes Ziel um auszuruhn gefunden. Es läßt sich nicht läugnen, wenn man diese

Voraussetzung für wahr annimmt *k*), daß die Pharsalia durch sie etwas an Haltung, Ründung und Beziehung gewinnt. Die Schlacht in Emathiens Fluren und alles, was ihr vorangeht und folgt, gehört dann, wenigstens als Veranlassung von Cäsars Tode, zum Ganzen; die Höhe, zu der wir den glücklichen Helden durch ununterbrochene Siege emporsteigen sehn, trägt das Ihrige dazu bey, um uns seinen Fall recht fühlbar zu machen; das Gedicht endet mit einem Worte, zwar mehr tragisch als episch, aber gleichwohl nicht unbefriedigend. Wenn indeß nach dieser Vermuthung sich die kritische Ansicht des Werkes verbessert, so bin ich darum doch weit entfernt, zu behaupten, daß durch sie die innre Oekonomie desselben hinlänglich gerechtfertiget werde. Ein Ereigniß veranlassen, heißt noch nicht es herbeyführen und bewirken, den Contrast mit Vortheil benutzen, nicht, die nöthige Theilnahme an der Handlung erwecken, und ein Gedicht mit einer großen Begebenheit enden, nicht, es zweckmäßig beendigen. Es ist wahr, wir

k) Lucan rechtfertiget die Annahme, wenn nicht durch die Ankündigung des Inhalts, die überhaupt sehr allgemein gefaßt ist und bloß Bella per Emathios plus quam ciuilia campos verspricht, doch durch mehrere Hinweisungen, unter andern durch X. 340., wo es heißt:

Poenaque ciuilis belli, vindicta Senatus,
Paene data est famulo. Procul hoc auertite, Fata,
Crimen, vt haec Bruto ceruix absente secetur.

wissen nicht, wie Lucan die Verschwörung gegen Cäsarn würde vorbereitet oder sie aus dem Vorhergehenden abgeleitet haben; aber, welchen Weg er auch eingeschlagen wäre, eins liegt am Tage, — daß der vorhandne erste Theil des Gedichts nie in ein pragmatisches Verhältniß zu dem zweyten würde getreten, noch mit ihm zu einem fortlaufenden Ganzen gehörig vereiniget worden seyn. Immer würde der Leser von der obwaltenden Verbindung beyder sich mehr künstlich überredet, als sie wahrhaft erkannt, und den Unterschied zwischen zufälligen und wesentlichen, vorläufigen und bestimmenden Ursachen lebhaft empfunden haben.

Man wird unstreitig nach diesen Aeußerungen vermuthen, daß ich die zehn ausgeführten Bücher der Pharsalia, selbst im besten Falle, für eine Arbeit halte, die, von Seiten ihrer poetischen Richtung oder Tendenz, keine Ansprüche auf Lob machen dürfe, und so verhält es sich allerdings. Wie nachsichtig man sich auch gegen den Dichter beweise, wie gern man auch einräume, daß, bey Beurtheilung dichterischer Erzeugnisse, nicht immer ein und derselbe Gesichtspunkt aufgefaßt werden müsse, und wie geneigt man endlich auch sey, sich in den ihm günstigsten zu versetzen, — man kann sich schlechterdings nicht verhehlen, daß Lucan, bey der Anlage seines Werkes,

viel zu wenig selbstthätig zu Werke ging, daß er viel zu selten, als Schöpfer und Bildner, in die Ordnung der Dinge eingreift, und viel zu sklavisch an der Geschichte hängt, die ihm zwar Begebenheiten genug darboth, aber weder in der Folge, noch in der Verbindung, deren der Dichter bedarf. Zu dem Geschichtschreiber treten wir, um uns durch ihn zu unterrichten und mit ihm zu denken. Wir wissen, die Lenkung der Ereignisse steht nicht in seiner Gewalt, und sie eigenmächtig abzuändern, oder ihnen eine selbstbeliebige Richtung zu geben, würde gegen seine erste Pflicht, gegen die unverbrüchliche Beachtung der Wahrheit laufen und uns nicht zu ihm hin-, sondern von ihm abziehn. Zu dem Dichter führt uns weder das Bedürfniß, uns über das Geschehene zu belehren, noch bindet ihn das Gesetz der Wahrheit. Wir erlauben ihm zwar, aus der wahren Geschichte zu wählen und würden nichts gegen ihn einwenden, wenn er eine Begebeheitn, die, ohne eine Umänderung erfahren zu dürfen, eine dichterische Wirkung verspräche, treu beybehielte und nacherzählte: aber auf uns wirken, d. h. unsrer Phantasie sich bemächtigen, uns für die Handlung und den Gang, den sie nimmt, eine lebhafte Theilnahme, eine unruhige Erwartung einflößen soll er durchaus. Eben deshalb wird es ihm nicht bloß zugestanden, sondern ganz eigentlich angemuthet, den Thatsachen, die er etwa

aus der Geschichte entlehnt, eine selbstbeliebige Wendung zu geben, sie zu trennen und zu verbinden, einige zurückzuschieben und andere hervorzuziehn, diese leicht zu berühren und jene umständlich zu entwickeln, kurz, sie zu behandeln, wie es seine Absicht erfodert. Offenbar kann auch der billigste Kunstrichter dem Verfasser der Pharsalia die Erfüllung jener allgemeinen Foderung nicht erlassen. Mochte sichs Lucan, in Absicht auf Erfindung und Plan, auch noch so leicht machen und, da er keine Epopöe schreiben wollte, sich zu dieser Erleichterung berechtiget glauben, — einen bestimmten Zweck, eine Beziehung der mannigfaltigen Begebenheiten auf einen festen Punkt, mußte er wenigstens auffassen und verfolgen, und wenn dieser Zweck die an Cäsarn gerächte Unterdrückung der Freyheit war, ihn sorgfältiger beachten und durch die Anordnung des Ganzen kräftiger unterstützen. Wie die Pharsalia vor uns liegt, ist sie nicht nur keine Ilias und Aeneis, sondern überhaupt kein Kunstwerk. Sie ist ein buntes, an Gruppen und Gestalten rauhes Gemählde, zu welchem der Beschauer vergebens den Augenpunkt sucht, um sich die Absicht des Künstlers verständlich zu machen und vom Beschauen zum Genießen überzugehn.

Doch warum erwarten wir die Wirkung der Pharsalia von der Begebenheit, ihrer Richtung, ihrer

Entwickelung? Was ist die Fabel in so manchem künstlerischen Gebilde der Neuern, selbst des großen unerreichbaren Shakespear's? wie wenig Zweckmäßigkeit verräth sich oft in der Leitung der Handlung? wie ungenügend ist nicht selten der Aufschluß? Die Verfasser haben das eine wie das andere vernachlässigt, weil sie ihre ganze Aufmerksamkeit der Zeichnung der Charaktere widmeten; und ist ihre Arbeit darum weniger verdienstlich und anziehend? Wie? wenn es Lucan ebenfalls nur darauf angelegt hätte, den Menschen zu schildern? wenn er die Begebenheiten des zweyten Bürgerkrieges nur als Mittel zur Erreichung dieses Zwecks betrachtet hätte? wenn die Handlung ihm nichts und die Charaktere alles gewesen wären?

Es giebt bekanntlich in der Pharsalia drey wirklich hervortretende Charaktere, Pompejus, Cäsar und Cato. Wen von diesen der Dichter mit vorzüglicher Liebe umfasse, darüber kann man schon nach Durchlesung der beyden ersten Bücher nicht mehr in Zweifel bleiben. Sein Held ist kein anderer, als Pompejus, der Freund und Vertheidiger der bestehenden alten Verfassung, und, nachdem diesen das Schicksal erreicht hat, Cato. Man erwartet im voraus, daß Lucan, bey der Schilderung des ersten, sich nicht ängstlich an die geschichtliche Wahrheit

werde gebunden haben, und so findet sichs allerdings. Nicht genug, daß er überall mit ausgezeichneter Ehrfurcht und patriotischer Begeisterung von Pompejus spricht und alles, was dieser beginnt und unternimmt, heraushebt und in ein glänzendes Licht stellt, — er weiß eben so sorgfältig alles zu verschleyern und in Schatten zu hüllen, was, aufrichtig dargelegt, seinem Lieblinge zum Nachtheile gereichen, oder den Strahlenkranz seines Ruhmes verdunkeln könnte. Dafür nimmt er desto lebhafter Partey gegen Cäsarn. Wo er Cäsars Denkungsart verunreinigen, seine Handlungsweise verunglimpfen und seine Thaten verkleinern kann, da unterläßt er es sicher nicht, sondern biethet vielmehr alles auf, um ihn schwärzer zu schildern, als er ist und dem unparteyischen Beurtheiler erscheint. Wie er Cäsarn kennt, ist er ein entschiedener Feind der Freyheit, ein eigennütziger Eroberer und ein verschmitzter Gewalträuber. Es hieße offenbar ein sehr ungerechtes Gericht über den Dichter ergehen lassen und ihn wider Gebühr aus seinem eigenthümlichen Bezirke in einen fremden, ich meine in den des Geschichtschreibers, herüberziehn und einschließen, wenn man diese Freyheit an ihm tadeln wollte. Hat er durch diese absichtlichen Veränderungen seinem Gedichte genutzt, hat er seinen Lesern eine Theilnahme für den Pompejus einzuflößen gewußt, die sie fesselt und ihnen das Anziehende,

das der Handlung selbst fehlt, ersetzt, wer mag ihn anschuldigen, oder ihn seiner historischen Untreue zeihen? Sie ist unter seinen Händen ein Verdienst, eine wahre Tugend geworden. Aber täusche ich mich selbst nicht über den Eindruck, den die Lesung der Pharsalia auf mich gemacht hat, oder bin ich vielmehr so glücklich gewesen, mich ihm unbefangen genug zu überlassen, so befindet sich Lucan, in Absicht auf die Charakter-Zeichnung seiner Helden, gerade in demselben Fall, in welchem Virgil sich befindet. So unmöglich es ist, zu dem Aeneas, auf Kosten des edlen, tapfern und unerschrocknen Turnus, eine aufrichtige Zuneigung zu fassen, eben so wenig erhält man es über sich, dem Antheile an Cäsarn um des Pompejus willen zu entsagen. Cäsar, so sehr auch der Dichter ihm die Herzen der Leser zu entwenden sucht, ist und bleibt die Seele der ganzen Pharsalia. Wie ein Gott, waltet er, überall gegenwärtig, thätig, geschäftig. Er verbringt seine Zeit nicht mit vorsichtigen Beschlüssen und müßigen Betrachtungen über das, was Sittlichkeit, Staatswahl und Bürgerglück erheischen; er weiß, was er will, — herrschen, und eben weil er das weiß, handelt er. Keine Ruhe, so lange sein Gegner ihm schaden kann. Nachdem er einmahl über den Rubikon gegangen ist, verliert er sein Ziel auch nicht einen Augenblick aus den Augen. Er jagt den Pompejus aus Italien über die See nach Grie-

chenland, bemächtigt sich der öffentlichen Gelder, welche dieser sich zuzueignen thöricht genug unterlassen hat, überwältiget dessen Anhänger in Hispanien, zwingt Massilien zur Uebergabe, und sucht ohne Verzug das Haupt der Partey selbst auf. Während dieß alles gleichsam vor den Augen der Leser vorgeht und sie Cäsarn unablässig mitten unter Gefahren und Kämpfen sehen, hören sie bloß von Pompejus. Er begnügt sich, aus den Provinzen des weiten römischen Reichs unter der Hand ein Heer zusammenzuziehn, und der Dichter (III. 169 — 297.), uns die Völker, die zu dessen Bildung beytragen, zu nennen. Es ist wahr, dieß Hervortreten des einen und dieß Verschwinden des andern Helden liegt in der Geschichte selbst, — in der Natur der Begebenheit, die Lucan zum Gegenstande seines Gedichts wählte: allein es liegt auch in uns und in der Natur des menschlichen Herzens, mächtiger von dem gefesselt zu werden, der durch Geistesgröße und durch ein reges Bestreben seinen Zweck zu erreichen sich auszeichnet. So gar der Umstand, daß wir von Cäsarn mehr erblicken und ihn genauer kennen lernen, müßte, auch, wenn er nicht mit dieser Kraft und Thätigkeit handelte, wie er wirklich thut, eine stärkere Theilnahme für ihn erwecken, als wir für seinen in dem Hintergrund der Bühne zurückgedrängten und nur

selten sich uns zeigenden Gegner empfinden können *l*).

Mich dünkt, es ist klar, daß Pompejus die Pharsalia, als Krieger und Held, nicht beseele, noch die Leser derselben erwärme, und so wenigstens durch ihn und die Entwickelung seines Charakters das Anziehende, welches der Handlung abgeht, auf keine Weise ersetzt werde. Aber vielleicht sollte er auch nur, als Mensch und Bürger, uns rühren; vielleicht opferte Lucan mit Fleiß die epische Theilnahme, die er in dessen Charakter zu legen fähig war, auf, um die moralische desto sicherer zu erregen und unser Gefühl für das unglückliche Schicksal des Mannes und das daran geknüpfte des Staates desto stärker in Anspruch zu nehmen. Wenn dieß seine Ab-

l) Wie schwer es überhaupt dem Dichter zuweilen wird, den Helden bey Ehren zu erhalten, und wie sehr ihm dieß Bemühn, aller Anstrengung ungeachtet, oft mißlingt, davon finden sich in der Pharsalia Beyspiele, die selbst dem gutmüthigsten Leser ein Lächeln abnöthigen. Man sehe unter andern die Beschreibung des von dem Kampfplatze Fliehenden VII. 677. und was Merian in seinem oben erwähnten Buche Th. II. S. 168. u. f., in Ansehung dieses Punktes, ganz richtig erinnert hat. Selbst Dusch, der so gern überall den Vertheidiger Lucans macht, muß doch, als er S. 275. auf die thessalische Schlacht zu reden kommt, bekennen, „daß der Pompejus des epischen Dichters hier zu sehr, wie der Pompejus des Geschichtschreibers, fliehe."

sicht war, so gestehe ich, daß er sie bey mir, und ich fürchte, bey den meisten Lesern verfehlt hat. Allerdings erregt der Fall des Pompejus unser Mitleid: allein wie wenig Verdienst hat der Dichter um diese Empfindung? Ein solches könnte er sich offenbar erst dann zuschreiben, wenn sein Held gegen das Schicksal kämpfte, ihm den Sieg über sich zu entringen versuchte, und ihm erläge, mit einem Worte, wenn er sich durch Muth und wiederholte Anstrengungen unserer Achtung würdig gemacht hätte und unsern Wünschen zuwider unterginge. Ist dieß aber der Fall mit Pompejus? Gewiß nicht. Pompejus hat eine einzige Schlacht gegen Cäsarn gefochten und sie verloren. Er flieht nach Aegypten, hoffend, in dem Schooße der Freundschaft Rettung und Unterstützung zu finden, und wird bey seiner Ankunft treulos ermordet. Dieß ist ein unerwarteter Schlag, der erschüttert, ein unverschuldetes Schicksal, das unsere Theilnahme weckt. Aber der Dichter ist es nicht, der sie hervorruft. Es ist die Theilnahme, die wir jedem großen Manne, der unverdient endet, die wir der Menschheit überhaupt zollen und auch Cäsarn, wenn er an des Getödteten Stelle wäre, ungeachtet alles Hasses, den Lucan auf ihn zu häufen sucht, nicht versagen würden. — Näher gebracht durch Lucan steht uns allerdings Pompejus der Bürger. Die Erhaltung der römischen Verfassung ist es, was ihn

die Waffen zu ergreifen bewegt; der Senat selbst hat ihn feyerlich zu seinem Feldherrn ernannt, und staatsbürgerliche Gesinnungen haben überall, so gar da, wo es besser wäre, des Staates und Bürgers eine zeitlang zu vergessen, den entschiedensten Einfluß auf seine Handlungsweise. Wir wollen nicht untersuchen, ob die Verfassung, für welche Pompejus kämpfte, des Kampfes werth war. Lucan schrieb für rechtgläubige Römer, denen ihr Senat alles galt und ein Krieg für dessen Gewalt und Ansehn eben so natürlich als billig schien. Auf Leute, die so empfanden und dachten, konnte sein Pompejus und die Handlungsart, die er ihm beylegt, den Eindruck, den er hervorbringen wollte, nicht wohl verfehlen. Der Vertheidiger des bestehenden Staates und seiner Gerechtsame, mußte ihnen wenigstens, als der edlere und ehrwürdigere Mann, gefallen. Allein dieß zugegeben, — erhält die Pharsalia darum einen höhern Werth, als Gedicht? Lucan hat den Pompejus weder reicher und herrlicher ausgestattet, als ihn uns die Geschichte darstellt, noch durch die größere Moralität, oder durch die bessern politischen Grundsätze, die er ihm beylegt, den oben berührten ungünstigen Abstand zwischen ihm und Cäsarn vermindert, noch überhaupt dem Charakter desselben irgend eine anziehende Kraft geliehn, über der man das Unzusammenhängende und Bewegungslose in der Handlung

des Gedichtes vergessen könnte. Um dieß zu bewirken, mußte er offenbar noch durch andere Eigenschaften, als seine Vaterlandsliebe ist, über seinen Gegner hervorragen. Das nähmliche gilt auch von seinem Stellvertreter Cato. Der Tod, den dieser so heldenmüthig für die Freyheit stirbt, würde, wenn die Pharsalia bis dahin reichte, gewiß einen noch tiefern Eindruck auf uns machen, als der Untergang des Pompejus: allein dieser Tod wäre doch nur ein Lichtpunkt im Ganzen, durch den die übrigen theils dunkeln theils schwach erleuchteten Stellen schwerlich aufgehellt werden dürften.

Wenn Lucan zu furchtsam oder zu eigensinnig war, um in die Ereignisse des zweyten Bürgerkrieges willkührlich einzugreifen und sie und die Charaktere der handelnden Personen nach der Idee eines sich unterstützenden und episch fortschreitenden Ganzen zu bilden, so hat er seinen unstreitig dichterischen Genius doch nicht so eingeschränkt, daß er ihm nicht mehrere Ausflüge in das Land der Phantasie erlaubt haben sollte. Fast alle Bücher der Pharsalia gewähren Beweise eigner schöpferischen Thätigkeit. Ueberall stoßen wir auf Dichtungen, Beschreibungen, Gemählde und Reden, die ihm entweder ganz oder der Geschichte doch nur auf eine so entfernte Art angehören, daß man sie mit Recht als sein völliges Eigenthum

betrachten kann. Sie einzeln zu prüfen und zu beurtheilen, wird billig dem Ausleger des Gedichts überlassen; eine allgemeine Würdigung darf in einer allgemeinen Charakteristik des Dichters nicht fehlen.

Was bey den einzelnen dichterischen Verzierungen der Pharsalia auch dem flüchtigen Leser auffällt, ist die Absichtlichkeit, die sich in ihnen verräth. Mehrere sind mit dem Gange der Begebenheit weder genau noch ungezwungen genug verbunden; einige hat der Dichter vielmehr, bloß um zu verschönern, eingeschaltet, andere zwar auf Veranlassung, doch nicht ohne sichtbar werdende Kunst, eingelegt, noch andern endlich eine unverhältnißmäßige Ausdehnung für die Stelle, wo sie stehen, gegeben. Einen Beweis für diese Behauptung liefert schon die zwiefache Schilderung vorgefallener Prodigien (I. 522 — 583. und VII. 151 — 167.), das doppelte Traumgesicht des Pompejus (III. 7 — 35. und VII. 7 u. f.), die Befreyung der delphischen Priesterinn (V. 71 — 197.), und die durch die Zauberinn Erichtho bewirkte Wiederbelebung des wahrsagenden Leichnams in den Gefilden Thessaliens (VI. 570 — 830.). Man kann keiner dieser Stellen und am wenigsten der letzten Kraft und poetische Schönheiten absprechen: aber man kann sichs auch schlechterdings nicht verbergen, daß uns der Spiegel der Zukunft, um deu Mangel des

Wunderbaren in der Pharsalia zu ersetzen, ein wenig zu oft vorgehalten, und die magische Scene nicht auf die beste Weise in die Reihe der übrigen eingeschoben wird *m*). Eben so wenig vermag man in der geographisch-historischen Beschreibung Thessaliens (VI. 333—412.), und in der geographisch-physischen Libyens (IX. 411 — 480.), noch in der seitenlangen Aufzählung der dort wohnenden Schlangen und der Darlegung der mannigfaltigen, durch ihren Biß hervorgebrachten, Erscheinungen (708—838.), oder in der Untersuchung über die Quellen und Katarakten des Nils und die Ursachen seiner Ueberschwemmung (X. 172—331.) etwas anders zu erkennen, oder zu bewundern, als den gelehrten Dichter, und das fleißige Studium seiner Vorgänger, der alexandrinischen *n*). Der nähmliche Tadel der Zwecklosigkeit

m) Hac vbi damnrta fatis tellure (Thessalica) locarunt
Castra duces, cunctos belli praesaga futuri
Mens agitat;

heißt es VI. 413., und somit geht der Dichter, von dem Orte die Gelegenheit entlehnend, zu der Scene zwischen dem Sextus Pompejus und der Maga Erichtho über.

n) Sehr scharf und umständlich haben Burmann (in Praefat.) und Merian (S. 136. u. f.) diesen aus gelehrter Prahlerey entspringenden Fehler des Dichters gerügt. Doch ist der erstere öfters, (unter andern auch in der Beurtheilung der Zauberscene,) nicht gerecht gegen Lucan, und der letztere, wie H. Laguna in

würde noch auf gar manche Stelle, in der Lucan, zur Unzeit sein, oft unrichtiges, Wissen *o*) zur Schau trägt, wofern hier der Ort zu weitläuftigen Erörterungen wäre, angewandt, und unter andern auch mit allem Rechte auf die zweyte Verbindung der Marcia mit ihrem ersten Gemahle, dem Cato, (II. 326 — 371.) ausgedehnt werden können *p*).

So unabwendbar aber jener Vorwurf eine gute Anzahl Stellen in der Pharsalia trifft, so gewiß ist es gleichwohl, daß Lucans dichterischer Genius, wenn er sich irgendwo offenbart, gerade in einzelnen Schilderungen, — in mancher zweckwidrig eingeschalteten, (wie in der oben erwähnten Zauberscene,) sowohl, als in vielen durch die Begebenheiten ihm natürlich dargebothenen sichtbar wird, und daß,

der Epistola ad Heynium, Lipsiae 1795. p. 73. u. f. schon bemerkt hat, ein etwas flüchtiger und selbst den Sinn des Getadelten nicht immer rein auffassender Kritiker. Ich denke am Schlusse meiner Abhandlung noch einmahl auf diesen Gegenstand zurückzukommen.

o) Daß sich Lucan mehrerer geographischen, astronomischen und physikalischen Irrthümer schuldig gemacht hat, ist, ungeachtet der Schrift des Palmerius, in welcher er ihn gegen Scaligers Beschuldigungen zu vertheidigen sucht, eine nicht widerlegte Behauptung.

p) Ganz richtig sagt Burmann: In scenam producit Marciam, quam facile potuisset domi relinquere; u. s. w.

eben um dieser einzelnen Ausführungen willen, sein Gedicht hauptsächlich gelesen zu werden verdient. Ich will mich hier nicht auf verschiedene gelungene q) Beschreibungen von Angriffen, Gefechten und Belagerungen berufen. Sie kommen bekanntlich in den Alten am häufigsten vor und verlieren dadurch schon von ihrem Werthe und ihrer Wirkung. Aber man lese die Charakter-Zeichnungen des Pompejus und Cäsar (I. 129—157.), die Schilderung der Denkungsart und Sitten Cato's (II. 372—391.), die Standrede über der Leiche des Curio (IV. 799—824.), die Trennung des Pompejus von seiner Gattinn Cornelia (V. 722—815.), die Zusammenkunft beyder nach der in Thessalien verlornen Schlacht (VIII. 40—108.), und den Tod des Pompejus durch den Meuchelmörder Achillas (VIII. 613—621.), und man wird gewiß nicht umhin können, den Adel der Gesinnungen und der Kraft der Sprache, durch welche sich alle diese Stellen auszeichnen, volle Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Eine kleine Probe sey der Charakter der beyden Heerführer, den Lucan also gefaßt hat.

q) Ich sage mit Vorbedacht: auf verschiedene gelungene; denn daß Lucan auch hier über das Ziel des Wahrscheinlichen und Schicklichen hinausschweift, hat ihm Burmann, der in das Einzelne eingegangen ist, mehrmahls nachgewiesen.

Ungleich waren die Kämpfer. Der eine gegen das Alter r)
Hin sich neigend, und lang' in die ruhige Toga gekleidet,
Hatt' im Frieden den Krieg verlernt. Des Lobes begierig
Bracht' er den Wünschen des Volks viel' Opfer, hing an der Menge
Wechselnden Gunst und genoß den Beyfall seines Theaters.
Nicht besorgt um der Kraft Ersatz und dem vorigen Glücke
Trauend, stand er, der Schatten des einstmahls herrlichen Nahmens.
Wie sich im fetten Gefild ein Eichbaum ragend erhebt,

---

r) Nec coiere pares: alter vergentibus annis
In senium, longoque togae tranquillior vsu
Dedidicit iam pace ducem: famaeque petitor
Multa dare in vulgus: totus popularibus auris
Impelli, plausuque sui gaudere theatri:
Nec reparare nouus vires, multumque priori
Credere fortunae. Stat magni nominis vmbra.
Qualis frugifero quercus sublimis in agro

Prangend mit Sieges-Tropäen aus alter Zeit und mit Gaben
Edler Führer; nicht mehr auf starke Wurzeln gegründet,
Hält er durch eigene Schwer' empor sich, und strecket die nackten
Aest' in die Luft, mit dem Stamm, nicht mit dem Laube beschattend.
Aber wiewohl ihn der Ost beym ersten Sturme zu fällen
Droht und rund um ihn her viel' Eichen kräftiger grünen,
Ehrt man ihn dennoch allein. — Nicht also Cäsar. Ihn schützen
Nicht nur der Feldherrn Nahm' und der Ruf; der Tapfre verschmähet

---

Exuuias veteres populi, sacrataque gestans
Dona ducum: nec iam validis radicibus haerens,
Pondere fixa suo est: nudosque per aëra ramos
Effundens, trunco, non frondibus, efficit vmbram:
At quamuis primo nutet casura sub Euro,
Tot circum siluae firmo se robore tollant,
Sola tamen colitur. Sed non in Caesare tantum
Nomen erat, nec fama ducis: sed nescia virtus

Träge Ruhe; ihm ist Nicht-siegen einzige Schande.
Heftig ist er und wild; wohin ihn der Zorn und die Hoffnung
Ruft, da kämpft er und schont nicht des blut-besudelten Schwertes.
Immer wachsam, verfolgt er sein Glück, benutzet des Schicksals
Leiseste Gunst, wirft nieder, was ihm, das Höch-ste zu fassen,
Hindert, und bahnt, frohlockend, durch Schutt und Trümmer sich Pfade.
Wie wenn aus dem Gewölk, von stürmenden Winden zerrissen,
Unter des Himmels Getös und der Erde Kra-chen, ein Blitzstrahl

---

Stare loco: ſolusque pudor, non vincere bello.
Acer, et indomitus; quo ſpes, quoque ira vocaſſet,
Ferre manum, et nunquam temerando parcere ferro:
Succeſſus vrgere ſuos: inſtare fauori
Numinis: impellens quidquid ſibi ſumma petenti
Obſtaret; gaudensque viam feciſſe ruina.
Qualiter expreſſum ventis per nubila fulmen
Aetheris impulſi ſonitu, mundique fragore

Niederfähret, den Tag durchbricht, die bebenden Völker
Schreckt und mit zuckender Flamme das Auge, blendend, erschüttert.
Seine Tempel zerstört er in Wuth und, nirgends gezügelt,
Nirgends im Laufe gehemmt, zerschmettert er, fallend, zerschmettert,
Wiederkehrend, und sammelt die Kraft des verbreiteten Feuers.

Welch ein herrliches Gedicht mußte die Pharsalia seyn, wenn der Dichter seinen Helden eben so treffend durch Thaten als durch Worte zu charakterisiren verstanden hätte!

Eine nicht minder dankbare Beachtung verdienen — zwar bey weitem nicht alle s), aber doch —

Emicuit, rupitque diem populosque pauentes
Terruit, obliqua praestringens lumina flamma:
In sua templa furit, nullaque exire vetante
Materia, magnamque cadens magnamque reuertens
Dat stragem late, sparsosque recolligit ignes.

s) Man lese unter andern die klägliche Prunkrede II. 68 — 232., die leider! nicht die einzige ihrer Art ist. Ueberhaupt sind alle Helden Lucans Vielredner und würden, gesetzt, sie sprächen alle vortrefflich, schon durch ihr unendliches Sprechen lästig werden.

viele von den in die Pharsalia eingewebten Reden, wie z. B. die des Cäsar an seine Soldaten, nach der Erscheinung des Curio (I. 299 — 351.), die Anreden beyder Feldherrn an ihre Heere, als diese sich zur entscheidenden Schlacht anschicken (VII. 250 — 384.), und die Unterredung zwischen Brutus und Cato (II. 242 — 323.). Allerdings muß man auch hier seine Erwartungen nicht allzuhoch spannen. Man muß darauf rechnen, in der Regel, statt der Helden, den Dichter reden zu hören und sichs nicht befremden lassen, unvermuthet auf Ausdrücke und Bilder zu stoßen *t*), die sehr lebhaft an das Zeitalter des Seneca und einen ihm, nicht bloß dem Geschlechte, sondern auch den Grundsätzen und dem Geiste nach, verwandten Schriftsteller erinnern *v*). Indeß auch so wird der billige Leser immer noch Gelegenheit haben, den Dichter wenigstens als D i c h t e r zu bewundern, und, wenn er sich die Mühe nicht verdrießen läßt, das Gold von den fremdartigen Zusätzen zu sondern, sich eines reinen und unverächtlichen Gewinnstes erfreuen dürfen. Lucan ist unstreitig ein Dichter, der in der Hauptsache, — in der Anlage seines Werkes, durchaus unglücklich ge-

t) Z. B. in der Antwort Cato's, auf den Gedanken:
Crimen erit superis et me fecisse nocentem.

v) Lucan war der Brudersohn des Philosophen Seneca und, wie dieser, ein Bekenner der Stoa.

wesen ist und, angesteckt von dem verderbten Geschmacke seiner Zeit, auch in der Ausführung der einzelnen Theile mannigfaltige Blößen giebt: aber in seiner Empfindungs- und Denkungs-Art herrscht, (ich weiß nicht, ob von Natur gegeben, oder durch den Unterricht der Stoa erworben,) eine gewisse römische Größe, die sich in seinen Reden am sichtbarsten ausdrückt und so gar den strengen Kunstrichtern Nachsicht mit seinen Fehlern abnöthigt.

Wie Lucan die Geschichte des zweyten bürgerlichen Krieges, so hat C. Silius Italicus x) die des zweyten punischen dichterisch zu bearbeiteu versucht; wie jener in der Erzählung der Begebenheiten den Commentarien Cäsars, so ist dieser, nur mit noch größerer Genauigkeit, der Erzäh-

x) Wann und wo er geboren ward, ist zweifelhaft; gewiß ist es, daß er sich auf die Redekunst legte und unter Nero's und Vitellius Regierung das Consulat und andere Staatsämter verwaltete. Sein Gedicht schrieb er, schon bey Jahren, nachdem er sich von der Verwaltung der öffentlichen Geschäfte zurück ezogen hatte. Er starb unter Trajan, im 75. Jahre seines Alters durch freywillige Enthaltung vom Essen. Plinius in Epist. III. 7. und Martialis VII. 63., vergl. Cellarii dissert. de C. Silio Italico, poeta consulari. 1694. im Auszuge vor Ruperti's Ausgabe des Dichters.

lung des Livius *y*) gefolgt; wie der erstere wenig aus der Fülle seines eigenen Geistes hinzufügt, so auch der letztere. Dennoch würde man sich irren, wenn man sich einbildete, daß mit der Beurtheilung der Pharsalia auch zugleich der Charakter des punischen Krieges von Silius aufgestellt und entworfen sey. Das spätere Gedicht unterscheidet sich, der gedachten Aehnlichkeiten ungeachtet, in noch gar mancher Hinsicht von dem frühern und fodert durch mehrere Eigenthümlichkeiten zu einer besondern Würdigung auf. Ehe ich diese versuche, will ich jene bemerken.

Schon die Art, wie Silius sein Werk eröffnet, läßt auf einen Unterschied zwischen ihm und Lucan schließen. Die Göttinn Juno tritt auf, äußert, daß ihr alter Haß gegen Aeneas Abkömmlinge ungeschwächt in ihrer Brust fortlebe, und erklärt den Karthager Hannibal für das Werkzeug ihrer Rache. Ein Dichter, der so beginnt, giebt deutlich zu ver-

y) Ungeachtet mehrere Schriftsteller, griechische sowohl als römische, die Geschichte des zweyten punischen Kriegs bearbeitet haben, so ist Livius dennoch der einzige oder doch hauptsächlichste Führer des Silius gewesen. Non est, sagt Ruperti in der Comment. de Silii carmine, quod dubitemus, quin Liuii potissimum vestigiis institerit, cuius et verba passim sua fecit, et auctoritatem plerumque in narrationis cum ordine, tum discrepantia secutus est.

stehen, daß er höhere Wesen in sein Gedicht einzuführen und von dem Wunderbaren Gebrauch zu machen gesonnen sey, und so findet man es auch beym weitern Lesen. Juno und Venus spielen die Rollen, die ihnen Virgil übertragen hat, beym Silius fort. Jene ruft die Furie Tissiphone (II. 526.) aus dem Orcus, um Sagunt zu verderben, ermuntert, in der Gestalt des Gottes Thrasymenus, den Hannibal, die flüchtigen Feinde (IV. 724.) zu verfolgen, spricht ihm durch ihre Abgeordnete, die laurentische Nymphe Anna (VIII. 28.), Muth zur Fortsetzung des Krieges ein, hilft ihm die große Schlacht bey Cannä (IX. 486.) gewinnen, mahnt ihn, das eine Mahl (X. 337.), besorgt, durch den Somnus, und das andere Mahl (XII. 701.) in eigner Person von dem Angriffe auf Rom, den Jupiter mißbilligt, ab, und entreißt ihn endlich, (XVII. 523.) in dem Treffen, das er dem Scipio in Afrika liefert, dem Untergange. Diese beschwert sich beym Jupiter über Hannibals Unternehmung (III. 557.) und geht, durch die Aussicht auf Roms künftige Größe getröstet, von ihm, bittet den Vulcan (IV. 669.), die ausgetretene Trebia, die den Scipio zu verschlingen droht, in ihre Ufer zurückzuzwingen, und wird ihres Wunsches gewährt, sendet, nach der kannensischen Schlacht, ihre Diener, die Amorn, (XI. 387.) aus, um die Puner und ihre Führer durch die Annehmlichkeiten

Kapua's zu fesseln und ihren Muth zu entkräften, und überredet (XVII. 284.) den Neptun, der gegen Hannibals Flotte wüthet, ihn zu verschonen, damit er durch die Römer in Afrika, nicht durch die Elemente besiegt werde. Auch die andern Götter sind von der Theilnahme an der Handlung nicht ausgeschlossen. Jupiter schickt den Mars dem geängsteten Scipio (IV. 419.) zu Hülfe und entreißt diesen so dem Tode. Eben er giebt (VI. 593.) den Römern, um ihre Stadt von dem Untergange zu retten, den Gedanken ein, den Fabius zu ihrem Feldherrn zu wählen. An der Schlacht bey Cannä nehmen (IX. 287.) die sämmtlichen Götter, als Zuschauer, und Pallas und Mars persönlich (438.) so lange Theil, bis sie, ebenfalls auf Jupiters Befehl, durch die Iris von dem Kampfplatze abgerufen werden, anderer minder bedeutenden Einmischungen und Mitwirkungen der Olympier nicht zu gedenken. Man sieht, der eine Unterschied zwischen Lucan und Silius tritt sehr bestimmt und deutlich hervor. Jener vermeidet absichtlich alles Wunderbare, dieser sucht es.

Auch ein zweyter ist leicht zu erkennen. Beyde haben es gefühlt, daß die trockne Geschichte, die sie bearbeiteten, Verschönerungen bedürfe, und beyde sichs angelegen seyn lassen, ihr durch Abschweifungen und Einschaltungen aller Art aufzuhelfen. Aber

der eine ist dabey mehr als Gelehrter, der andere mehr als Dichter zu Werke gegangen. Die Weißagung des Proteus beym Silius (VII. 409.), die Aufnahme der Sidonierinn Anna unter die italiänischen Nymphen. (VIII. 50.), der Besuch Scipio's in der Unterwelt (XIII. 380), der Kampf der Tugend und Wollust um dessen Herz (XV. 18.), und die (XVI. 289.) von ihm zu Ehren seines Vaters und Oheims angestellten Leichenspiele scheinen, verglichen mit den Episodien Lucans, das ausgesprochene Urtheil zu rechtfertigen.

Auf einen dritten Unterschied führt die Einkleidung. Lucan ist durchweg gespannt, Silius im Ganzen einfacher und ungezwungener, jener im Ausdrucke üppig und schwelgerisch, dieser zurückhaltender und keuscher, der erste oft dunkel und räthselhaft, der zweyte ungekünstelter und verständlicher, der eine ein Mann für das Forum und die Rostra z), der andere der Sprache des geselligen Umgangs getreuer.

So verhalten im Ganzen beyde sich zu einander. Aber ist Silius darum ein vorzüglicher Dichter,

z) Lucanus ardens et concitatus et sententiis clarissimus, et, vt dicam, quod sentio, magis oratoribus quam poetis adnumerandus. Quintilian in Inst. orat. X. 1. p. 907.

oder auch nur vorzüglicher, als Lucan? Er scheint dieß allerdings nach den angegebenen Vergleichungspunkten zu seyn. Wir wollen sehn, ob ihm, bey einer nähern Würdigung seiner Verdienste, der Rang über seine Vorgänger zuerkannt werden kann.

Daß Silius nicht bloß die Götter Virgils zu den seinigen gemacht, sondern die Erfindungen des frühern Dichters und die Art, wie dieser die höhern Wesen benutzt und in die Handlung verflicht, ihn abgeborgt und sklavisch nachgeahmt habe, ist eine Bemerkung, die schon durch die eben versuchte Zusammenstellung des Wunderbaren in seinem Gedichte sich jedem Leser von selbst aufdrängen und, bey einer genauern Vergleichung des punischen Krieges mit der Aeneis, von allen als wahr erkannt werden muß. Ein oder zwey Götter-Erscheinungen ausgenommen, (und auch sie gehören als Eigenthum nicht dem Silius, sondern dem Homer an,) ist keine von Bedeutung, die man nicht in der Epopöe Virgils nachweisen könnte; sogar die Aussendung der Liebesgötter zur Verführung Hannibals und seines Heers, — eine Scene, die man noch am ersten geneigt seyn dürfte von fremdartigem Einflusse frey zu sprechen, — kann doch, schärfer geprüft, die Aehnlichkeit mit der Ueberlistung der Königinn Dido durch Amorn im ersten Buche der Aeneis nicht verläugnen. Es ist hier

weder der Ort noch der Zweck, in das Einzelne einzugehn und Silius schwachen und untergeordneten Genius durch eine sorgfältige Zusammenhaltung des jedesmahligen Ur- und Nachbildes kenntlich zu machen *a*). Es genügt hier zu bemerken, daß, wenn er auch in der Ausführung den großen Vorgänger wirklich überträfe, seinem Werke dennoch, um ein Kunstwerk zu heißen, das nähmliche Erforderniß abgehen würde, das wir in der Arbeit Lucans vermißten, — die Freyheit und Selbstständigkeit in der Behandlung des Stoffes. Was ist, in Absicht der ästhetischen Wirkung, für ein Unterschied, ob der Dichter dem Geschichtschreiber einfach und ohne alle Beymischung des Wunderbaren nacherzählt, oder ob er von dem Historiker die Begebenheiten, und von einem andern, noch dazu allgemein bekannten und gelesenen Dichter die Maschinerien zur Ausschmückung des Stoffs entlehnt? Beyde verrathen so we-

a) Man vergleiche nur den Kampf der Götter für die Griechen und Trojaner in der Ilias mit dem für die Römer und Karthager beym Silius und vorzüglich den Kampf Vulcans gegen den Xanthus und Simois mit dem gegen den Flußgott der Trebia, wenn man das Müßige, Weitschweifige und Uebertriebene in der Behandlungsart des römischen Dichters sich anschaulich machen will. Bündiger und unparteyischer, als die übrigen Ausleger, hat Ernesti in seiner Ausgabe des Silius die einzelnen Scenen dieser Art gewürdigt.

nig ein künstlerisch gestimmtes Gemüth, als einen bildenden Geist, und müssen Verzicht darauf thun, den Leser in das weite Gebieth der Phantasie zu entzücken, da sie selbst in dem engen Kreise der Erinnerung leben und aus dem Gedächtnisse schöpfen.

Aber vielleicht hat Silius den Mangel an eigner schaffenden Kraft und die daraus entspringenden Nachtheile durch die glückliche Benutzung der fremden sich angeeigneten Erfindungen vergütet; vielleicht hat er wenigstens, durch die Einführung der höhern Wesen in sein Gedicht, ihm gegeben, was Lucan, der treue Nachtreter der Geschichte, seiner Pharsalia nicht zu geben vermochte, — Einheit, Handlung, Bewegung; vielleicht ist es ihm eben durch dieses Mittel gelungen, die ruhige Betrachtung der Gegenwart, zu der die Geschichte auffodert, in eine unruhige Ahndung der Zukunft, die der Dichter uns einflößen soll, zu verwandeln.

Ich zweifle nicht, daß Silius so etwas beabsichtigt hat, allein ich läugne, daß er seine Absicht erreicht hat. Denn zuerst, was hat er durch den Antheil, den er die beyden Göttinnen Juno und Venus an den beyden Helden des zweyten punischen Krieges, an Hannibal und Scipio, nehmen läßt, für diese gewonnen? Wird dadurch der eine oder der an-

dere für uns wichtiger und bedeutender? Erfüllt uns dieser oder jener mit einer höhern Achtung, mit einer lebendigern Theilnahme? Oder erhält etwa der eine von ihnen eine Beziehung, die dem Ganzen Einheit, Ründe und Haltung giebt? Nichts von dem allem. Ungeachtet der Einmischung höherer Wesen, nimmt der punische Krieg beym Silius gleichwohl denselben Gang, den er beym Livius auch nimmt. Die Begebenheiten fliehen aus einander, oder stehen vielmehr einzeln und wirkungslos da, durch kein anderes Band, als das der Zeitfolge, verknüpft. Die beyden Helden schlagen und siegen, als wohl bestallte Feldherrn ihrer Staaten, jeder für den seinen, ohne den Antheil des Lesers für sich und ihre Sache in Anspruch zu nehmen. Juno selbst, des Ausgangs von Anbeginn kundig, hat gar nicht den Zweck, etwas Großes und Bleibendes zu wirken, — Karthago durch Roms Untergang zu erheben; sie gesteht vielmehr, gleich in der ersten Rede, durch die wir ihre erste Bekanntschaft machen, ganz treuherzig, daß es ihr keineswegs darum zu thun sey, die verhaßten Abkömmlinge der Teukrer zu vertilgen, sondern einzig ihren alten Haß an ihnen zu kühlen und mit dem Blute der Römer Seen und Gefilde zu färben *b*).

b) Hier sind ihre Worte (I. 40.):

Sanguineo tum laeta viro, atque in regna Latini
Turbine mox saeuo venientum haud inscia cladum,

Weit gefehlt also, daß der punische Krieg sich durch Silius episch-gestaltete Anordnung zur Handlung veredle, bleibt er vielmehr, was der bürgerliche Lucans auch ist, — eine bloße Begebenheit; allein der Held, der am öftersten auftritt und uns am meisten beschäftigt, sinkt noch um einige Stufen unter Cäsarn hinab: denn er ist nichts anders, als das Werkzeug einer fremden Macht, die Zuchtruthe in der Hand einer Göttinn, die durch ihn eine zwecklose und vorübergehende Rache an einem ihr verhaßten Volke üben will.

Doch nicht nur die Triebfeder, durch welche Silius das Ganze zu bewegen versucht hat, leistet nicht,

Intulerit Latio, ſpreta me, Troius, inquit,
Exſul Dardaniam, et bis numina capta Penates,
Sceptraque fundarit victor Lauinia Teucris:
Dum Romana tuae, Ticine, cadauera ripae
Non capiant: ſimilisque mihi per Celtica rura
Sanguine Pergameo Trebia, et ſtipantibus armis
Corporibusque virum retro fluat; ac ſua largo
Stagna reformidet Thraſymenus turbida tabo.
Dum Cannas tumulum Heſperiae, campumque cruore
Auſonio merſum ſublimis Japyga cernam:
Teque vadi dubium coeuntibus, Aufide, ripis
Per clipeos, galeasque virum, caeſosque per artus
Vix iter Hadriaci rumpentem ad litora ponti.

was sie leisten soll; die Götter spielen überhaupt bey ihm eine so klägliche Rolle, wie man sie in keinem andern Gedichte des Alterthums spielen sieht. Sein Jupiter, sein Mars, sein Vulcan, und wie sie sonst heißen, sind sämmtlich nichts weiter, als Figuranten, die einzig um der Mode, nicht um des Bedürfnisses willen, sich von Zeit zu Zeit in die Reihe der Ereignisse mischen, aber sie nicht im geringsten beleben, noch einen Erfolg veranlassen, der der hohen Dazwischenkunft würdig wäre. Es ist freylich leicht möglich, daß die ängstliche Nachahmung oder vielmehr die unkünstlerische Uebertragung der von Homer und Virgil gebrauchten Maschinerien ihre poetische Wirkung verhindert. Kann der Leser der genannten Dichter der Erinnerung los werden, daß er alle diese poetischen Kunstgriffe schon kennt, daß er die Götter-Scenen, die ihm Silius vorhält, sämmtlich schon einmahl sah, daß hier alles Wiederholung und sklavische Wiederholung, nicht künstlerische Benutzung des von den frühern Sängern Erfundenen und Behandelten ist? Aber so viel Nachtheil auch für Silius aus dieser, dem Kenner des Alterthums überall gegenwärtigen, Vergleichung erwachsen mag, so ist doch gewiß in ihr nicht der einzige Grund zu suchen, warum man sich des Wunderbaren in dem punischen Kriege so wenig erfreut. So gar dann, wenn man jede Vergleichung unterdrückt und

es eine zeitlang gänzlich vergißt, was man früher las und bey wem, wird man sich doch der Empfindung schwerlich erwehren können, daß diese epischen Zwischenauftritte aus der Götterwelt mit dem übrigens so unepischen Gange der Geschichte einen seltsam schneidenden Contrast bilden und der Pharsalia auch in so fern der Vorzug vor dem punischen Kriege gebühre, in so fern ihr Verfasser die Natur seines Versuchs schärfer ins Auge faßte und das gleichmäßige, ruhige Fortschreiten der historischen Begebenheit nicht durch unzeitiges Einmischen ihr völlig fremdartiger Wesen und Wirkungen unterbrach c).

Mit dem Urtheile über die Maschinerien des Silius ist auch zugleich das Urtheil über die seinem Gedichte zur Verschönerung eingewebten Episoden ausgesprochen. Es ist keine von einiger Erheblichkeit, die man ihm nicht nachweisen könnte, keine dem Virgil abgeborgte, die er so zu seinem Eigenthume gemacht hätte, daß sie jener nicht mit Recht zurückfo-

c) Merian in dem öfters angeführten Werke Th. II. S. 195. vertheidiget das Wunderbare in Silius Gedichte, weil es mit dem Wunderbaren der Aeneis zusammenhange und durch die alten Sagen und die Religionsbegriffe der Römer gerechtfertiget werde. Aber diese Gründe, so wie überhaupt die lange Schutzrede, die er dem Dichter hält, dürften schwerlich über unbefangene Leser viel vermögen.

dern dürfte, keine, von der man behaupten möchte, sie sey so glücklich herbeygeführt, oder stehe so ganz an ihrer Stelle, wie mehrere der Aeneis. Will man Beweise, so suche man im Virgil die Vorbilder zu den Stellen auf, die ich oben, als die merkwürdigsten Einschaltungen in Silius Gedichte, auszeichnete. Ich zweifle, ob es welche im ganzen Alterthume giebt, die treffender den Unterschied zwischen einem geistreichen Nachbildner, wie Virgil mehrmahls in Beziehung auf Homer erscheint, und einem geistlosen Nachahmer bezeichnen: so sehr verräth als solcher sich Silius beydes durch die Art, wie er seine Episoden einleitet und wie er sie ausführt. Mögen die meisten immerhin an sich poetischer seyn, als so manche naturhistorische und geographische Beschreibung Lucans. Daß sie jenes sind, ist nicht Silius, sondern seiner erfinderischen Vorgänger Verdienst. Ihm kann allein das zum Lobe angerechnet werden, was er aus dem Vorrathe eigner Ideen zu dem überlieferten Stoffe hinzugethan hat; und steht in der Rücksicht sein dürftiger Geist nicht ebenfalls weit hinter dem reichern Lucans, wie sich dieser in der Ausstattung seiner bessern Episoden uns offenbart?

Eben so verhält es sich mit der Sprache der beyden Dichter. Ungeachtet, wie verständige und unbefangene Kunstrichter längst bemerkt haben, Silius

von keinem der Fehler frey ist, zu denen ein verderbter Geschmack und die Begierde seine Vorgänger zu übertreffen, oder wenigstens anders zu reden, als sie, gewöhnlich verleiten, so hält sich sein Ausdruck dennoch mehr innerhalb der Gränzen des Natürlichen und Wahren, als der Ausdruck Lucans. Man vermißt offenbar bey ihm seltner, als bey diesem, die virgilische Mäßigung und Bescheidenheit, findet seltner Ursache sich über auffallende Uebertreibungen zu ärgern, und stößt in der Lesung seines Gedichtes seltner auf jene Schwierigkeiten, die aus der Dunkelheit der Einkleidung entstehn *d*). Aber dafür hält Lucan durch zwey andere Vorzüge schadlos. Er zeichnet sich erstlich in der Sprache durch eine größere Ebenheit und Gleichförmigkeit aus, als Silius, der die seinige gewöhnlich mit dem Muster, das er vor Augen hat, ändert *e*), und er belohnt zweytens

d) Sehr richtig sagt Ernesti in Praefat. p. 31: Saepe accidit, vt, cum variare Liuianam narrandi formam vellet, ſtudium breuitatis obſcuritatem, vbertatis loquacitatem, elegantiae luxuriem pareret. Sed haec de ſingulis partibus narrationis potius valent. Nam in vniuerſum admirandum etiam eſt, quomodo in tanto ornandi imitandique ſtudio illam tamen perſpicuitatem, quae, ſi Lucanum et Statium compares, facile eminet, adſecutus fuerit.

e) Quod imitandi ſtudium cum Silius, non exemplo Virgilii in Graecorum ſolum, ſed etiam in Latinorum opibus

durch einen größern Reichthum an neuen und wahrhaft ästhetischen Ideen, auf welche der Nachahmer Silius so selten geräth. Bey jenem steht man wenigstens von Zeit zu Zeit, durch einen kühnen oder erhabenen Gedanken aufgehalten, plötzlich bewundernd, still, bey diesem schlendert man immer gemächlich, und ohne irgendwo mit Lust zu verweil n, weiter; bey diesem stößt man doch zuweilen auf eigene, bey diesem immer nur auf fremde Ansichten und Empfindungen; jener prägt rohes Gold aus, dieser prägt schon gemünztes und verschlechtert es nicht selten durch Zusatz.

Ich mag nicht behaupten, daß es Silius Zweck gewesen sey ein poetisches Uebungsstück *f*) zu versu-

colligendis collocaret, et praeterea in hoc quoque genere, quantum doctrina valeret, declarare constituisset, natum est varium et inaequabile genus sermonis, quod singulos orationis poeticae characteres complectens, certo ipsum charactere destituebatur. Itaque si quis recte Silii sermonem poeticum iudicare velit, non in vniuerso carmine sed in singulis eius partibus, quomodo se comparaverit, videbit. Ernesti, unmittelbar vor der eben angezogenen Stelle.

f) Eine exercitatio poetica, oder, wie es die Griechen nannten, eine ἐπίδειξις, μελέτη. Ernesti geht unstreitig zu weit, wenn er (Praef. p. 24.) die Ausarbeitung einer solchen zum eigentlichen Zwecke des Silius macht.

chen; er hat sicher ein Gedicht schreiben wollen und ein solches zu schreiben gemeint: aber daran kann Niemand zweifeln, daß er seine Absicht verfehlt hat und statt eines lebendigen Gedichtes ein kaltes poetisches Prachtstück geliefert hat.

Die Fortsetzung im nächsten Stücke.

Christian Felix Weiße.

(Er ward geboren zu Annaberg im Erzgebirge, d. 28. Januar 1726. und starb, als Kreis-Steuer-Einnehmer, zu Leipzig, d. 16. Dec. 1804.)

Die Dichter, sagt man, sind die treuesten Bewahrer der Zeiten und ihrer Sitten, und drückt damit eine nichts weniger als unrichtige Erfahrung aus; aber die Zeit, könnte man hinzusetzen, ist selten die Bewahrerinn der Dichter und ihres Ruhms, und man hätte ebenfalls eine gültige Erfahrung ausgesprochen. Nicht bloß das falsche und erschlichene Verdienst geht in billiger Vergessenheit unter; auch der wahre und mit Recht verehrte Dichter vermag nicht immer die frühern Ansprüche zu behaupten. Kein Wunder, sagt man, daß er einst gefiel. Seine Blüthe traf in die Tage der werdenden Poesie und des allmählig erst sich entwickelnden Geschmackes, in Tage, wo er selbst Muster und Vorbild war, und schwache Versuche, weil der Maßstab der Verglei-

chung fehlte, für das höchste erreichbare Ziel galten. Wäre er später geboren, nimmermehr würde er die großen unser Zeitalter verherrlichenden Genien einholen, geschweige sie übertreffen.

Es ist sehr natürlich, daß dieser Gedanke bey dem Nahmen eines Dichters erwacht, der unter den Wiederherstellern des guten Geschmacks in Deutschland einen so ehrenvollen Platz einnimmt, der seit einem halben Jahrhunderte auf dem deutschen Parnasse genannt wird uud mehrere Jahrzehende die Zierde der deutschen Bühne gewesen ist. Der laute bittre Tadel, der Sohn des anmaßenden Zeitalters, hat ihn zwar nicht, wie mehrere seiner ihm an Jahren und Verdiensten gleichen Freunde, verhöhnt, — davor hat ihn sein friedlicher Sinn, die kindliche Einfalt seines unbefangenen Herzens und die Anspruchlosigkeit, die stete Gefährtinn seines Lebens, bewahrt, — aber empfunden hat er darum doch die Wandelbarkeit der Denkungsart oder der Laune der Zeitgenossen und sie um so gewisser empfunden, je unmittelbarer der dramatische Dichter mit dem Publicum zusammenhängt und die Aeußerungen des letztern auf den erstern zurückwirken müssen. Um so lieber gewinnt man ihn, wenn man, in den Vorreden zu der jüngsten Ausgabe seiner theatralischen Werke, ihn selbst über die frühern und spätern Schicksale,

die er, als dramatischer Dichter, erfahr, sprechen hört. Weit entfernt, in dem verminderten Antheile an seinen Schauspielen Verkennung oder Undankbarkeit zu finden, leitet er ihn vielmehr mit eben so viel Unparteylichkeit als Bescheidenheit aus dem veränderten Tone der Zeit und den gesteigerten Foderungen der Zuschauer her. „Ich wagte,“ sagt er von seinen Trauerspielen, „Eduard und Richard dem Dritten, und fand gütige Richter. Ihr Beyfall munterte mich zu mehrern Versuchen in verschiedenen Gattungen auf. Ich gab auf das Urtheil des Publicums Achtung, weil ich Ehrfurcht für dasselbe trage, und ich fuhr fort, weil ich es mir günstig fand. Wenn der Beyfall, den meine Stücke bey ihrer ersten Erscheinung fanden, auch nicht ganz verdient war, so ist er mir doch schätzbar, indem er mich auf einer Laufbahn erhielt, wo ich doch gewiß etwas Gutes habe thun können, wenn ich gleich nicht das höchste Ziel der Vollkommenheit erreicht habe.“ Und von seinen Lustspielen schreibt er unter andern: „Die Gattungen der lustigen und rührenden Komödie mit allen ihren mannigfaltigen Mischungen und Unterarten haben zu allen Zeiten die Meinungen des Publicums getheilt, uud noch mehr hat seine Gunst, in Absicht derselben, von einer Zeit zur andern abgewechselt. Moliere, Destouches, Marivaux, St. Foix, Gresset, Diderot, jeder von diesen hat eine Zeitlang auf der Bühne ge-

herrscht, und jeder ist wieder von einem andern verdrängt worden." Was könnten wir, bey der Schilderung seines poetischen Charakters, besseres thun, als diesen Wink auffassen und verfolgen? Sein dramatisches Verdienst wird am richtigsten gewürdigt, wenn man bestimmt, was das deutsche Theater vor ihm war, und wie viel es durch ihn gewann, und gewiß nicht gefährdet, wenn man am Schlusse der Untersuchung noch einen vergleichenden Blick auf Ehmahls und Itzt wirft.

Zwar was den Zustand der deutschen Bühne, ehe Weiße und Lessing sich ihrer annahmen, betraf, so bedarf es hier keiner umständlichen Schilderung, die ohnehin nicht sehr anziehend ausfallen dürfte, sondern bloß, um des Zusammenhangs willen, einer kurzen Erinnerung an die Vergangenheit. Die versus inopes rerum nugaeque canorae waren auf der deutschen Bühne in den drey ersten Jahrzehenden des verflossenen Jahrhunderts ganz eigentlich an der Tagesordnung. So genannte Helden- und Staats-Actionen, in spanischem Geschmacke, Opern voll lohensteinischen Schwulstes, und Burlesken, größtentheils aus dem Stegreif, füllten damahls ausschließend den Schauplatz und machten abwechselnd das Vergnügen der Zuschauer. So fand es Gottsched, als er im Jahre 1728 sich an die Neuberinn, die

Vorsteherinn der damahligen Schauspieler-Gesellschaft in Leipzig, anschloß und zum Verbesserer des deutschen Theaters aufwarf. Ob, ohne die Einmischung dieses Mannes, aus dem rohen gährenden Stoffe sich vielleicht ein vaterländisches Schauspiel entwickelt hätte, ob die frühere Bekanntschaft mit Shakespeare, die er verhinderte, für uns a) vortheilhafter gewesen wäre, als die mit Corneille und Racine, ob er überhaupt unserer Bühne eine schlechterdings nachtheilige Richtung gab, läßt sich itzt, da der Versuch nicht wiederholt werden kann, auf keine Weise mit Gewißheit entsch:iden. Nur der Zweck, den er ins Auge faßte, und die Mittel, die er, ihn zu erreichen, wählte, können wir bestimmt angeben. Jener war kein anderer, als das deutsche Theater nach dem französischen umzuschaffen, und diese eine Reihe von Uebersetzungen aus dem Französischen, die er und seine Freunde zu Tage förderten, und eigene Versuche von ihm und andern, nach französischem Zuschnitt.

Wenn der Plan, unserm Theater die Regelmäßigkeit des französischen zu geben, nicht ganz zu verwerfen war, — und in der That, was für ein blei-

a) Wie Lessing in den Litteratur-Briefen B. I. S. 85. äußert.

bender Schade *b*) konnte zuletzt für uns daraus erwachsen? — so war es dagegen die Ausführung desto mehr, und würde es wahrscheinlich gewesen seyn, wenn auch der Verbesserer, statt den Corneille und Racine zu ergreifen, sich an Shakespeare vergriffen hätte. Wie nähmlich Gottsched, von der Natur zu grammatischen Forschungen und litterarischen Sammlungen berufen, in der Poesie sich nie über das Mechanische und Erlernbare erhub und von dem höhern Geiste, der in echten Kunstwerken weht, nicht das geringste vernahm, so geschah es auch, daß er, außer dem guten Willen, nichts zur Begründung des bessern theatralischen Geschmacks mitbrachte. Die faden Opern durch immer erneuerte Anklagen zu unterdrücken, die Staats- und Helden-Actionen durch regelrechte Trauerspiele in leicht fließenden wohl gereimten Alexandrinern zu verdrängen, den Harlekin oder vielmehr den Nahmen Harlekin von dem Schauplatze zu verbannen, und die schlechte Theater-Kleidung in eine anständige und den Vorstellungen gemäßere umzuwandeln, — das waren die Thaten, die er zu verrichten strebte und wirklich verrichtete. Die Pflichten, die der Uebersetzer eines geistreichen Werks zu erfüllen hat, und die Foderungen, die man an den

b) Ich sage mit Fleiß **bleibender**: denn früher oder später hätten wir die unnatürlichen Fesseln doch abgeworfen.

Dichter eigner dramatischen Arbeiten zu thun berechtigt ist, kannte, ja ahndete er nicht einmahl. Kaum würde man es begreifen, wie man die durchwässerten oft travestirten Iphigenien und Alziren als Meisterwerke bewundern und bey der Aufführung des platten, frostigen, pedantischen Cato einen Abend aushalten konnte, wenn man nicht aus der Erfahrung wüßte, mit wie wenigem sich der ungebildete Geschmack überhaupt begnügt, wie mehr die Begierde etwas Neues, als das Verlangen etwas Kluges zu sehen unsern Schauplatz von jeher gefüllt hat, wie leicht in der poetischen so wohl als in der politischen Welt Nahme und Vorurtheil obsiegen, und wie um und neben uns nicht minder auffallende theatralische Erscheinungen vorgehn, an denen wir gleichwohl, weil sie zu den alltäglichen gehören und allmählig vorbereitet wurden, kein Aergerniß nehmen.

Mitten aus diesem trüben Nebel brachen indeß von Zeit zu Zeit einzelne schwache Sonnenblicke hervor, die wenigstens hoffen ließen, er werde sich endlich zerstreuen. Einige kleine Schäferspiele von Gellert und sein Lustspiel die Bethschwester, die in die Jahre 1744 und 1745 fallen, der junge Gelehrte von Lessing und die Candidaten von Krüger, die in dem Jahr 1748 auf die Bühne kamen, und der Triumph der guten Frauen, die der ältere Schlegel in dem letz-

tern Jahre schrieb, werden von den Litteratoren jener Tage, unter der Menge von Dramen, bereits als solche ausgezeichnet, die vortheilhaft auf das Publicum wirkten, und sich durch Eigenthümlichkeit der Erfindung und eine bessere Sprache von allem, was bis itzt vorhanden war, unterschieden. An jene Dichter schloß auch Weiße, der mehrerer persönlicher Freund war, im Jahre 1751 durch das bekannte Lustspiel, die Poeten nach der Mode, sich rühmlich an *c*) und erhielt einen desto lautern Beyfall, je mehr das Stück für die Zeitumstände berechnet war und eine allgemein herrschende litterarische Thorheit mit treffenden Zügen schilderte. Bald darauf gab er seine erste komische Operette der Teufel ist los *d*) und im Jahr 1759 den ersten Theil seines Beytrags zum deutschen Theater, der seine ersten Trauerspiele Eduard den dritten und Richard den dritten enthält. Von nun an war er bis zum Jahr 1773., in wel-

c) Früher, nähmlich 1744., als er noch auf der Schule war, hatte er schon die Matrone von Ephesus, die auch mehrmahls gespielt worden ist, verfertigt; aber des Stücks größtes Verdienst möchte leicht darin bestehen, daß es dem Verfasser Lessings Freundschaft erwarb. Man sehe die Vorrede zu Weißens Lustspielen, vergl. Lessings Leben S. 63, wo jedoch nicht alle Angaben mit Weißens Aussagen zusammen stimmen.

d) Sie kam 1752 d. 6. Oct. auf die Kochische Bühne in Leipzig. Chronologie d. deutschen Theaters. S. 160.

chem er die Jubelhochzeit *e*) aufführen ließ und den Jean Calas dichtete *f*), fast ununterbrochen für das Theater thätig und bereicherte es bald mit Trauerspielen, bald mit Lustspielen und Operetten.

Wie in den Wissenschaften von der ersten Richtung, die ihnen ein denkender Kopf giebt, oft ihre ganze Vervollkommnung und Ausbildung abhängt, so auch in den schönen Künsten. Die Richtung selbst kann, gegen die Wirkungen, die sie hervorbrachte, gehalten, unbedeutend erscheinen, ja so gar, (was jedoch den Gründern der Wissenschaften weit seltner begegnet, als den Schöpfern der schönen Künste,) vor der Menge der spätern Entdeckungen und Erörterungen völlig verschwinden; aber als Richtung bleibt sie immer schätzbar und für den Kenner der Geschichte und Würdiger des Verdiensts unverloren. Eine solche dem Theater und der dramatischen Kunst der Deutschen gegeben zu haben, kann, denke ich, auch unserm Weiße nicht abgesprochen, sondern muß ihm vielmehr um so williger zugestanden und um so aufrichtiger an ihm geschätzt werden, je bescheidner er selbst seine Ansprüche auf sie beschränkt *g*). Untersuchen wir, worin sie bestand.

e) Ebenfalls durch die Kochische Gesellschaft. Chron. d. d. Th. S. 334.

f) Man sehe Garvens Briefe an Weiße, Th. I. S. 33.

g) Man lese die Vorrede zu der letzten Ausgabe sei=

Zuerst in der minder sklavischen Beachtung jenes Regelzwanges, welcher die ausschließende Verehrung nnd Nachahmung der französischen Bühne der deutschen aufgedrungen hatte. Auch ohne die Stücke jener Tage und ihre Oekonomie aus eigener Ansicht zu kennen, kann man sich schon aus den Vorreden, mit denen Weiße seine damahligen Arbeiten begleitete, und aus den Winken, die Gottsched seinem dramatischen Vorrathe einstreut, von der tyrannischen Herrschaft des französischen Geschmacks und der Unterwerfung unserer Dichter unter den Scepter der ausländischen Mode belehren. Wo eine Comödie in Prosa für keine rechte Comödie galt, das Trauerspiel ohne Ausnahme in gereimten Alexandrinern einherschritt, es in weniger als fünf Aufzügen zu endigen eine dramatische Sünde war, und Helden und Könige für die einzigen des Kothurns würdigen Personen erkannt wurden, da begreift man leicht, wie französisch es durchaus hergehen mußte. Selbst Weiße wagte es nicht, in seinen frühern tragischen Versuchen *h*) den Alexandriner und die Schelle des Reims wegzuwerfen. Erst als er im Jahr 1764.

ner theatralischen Werke und die früher aus ihnen mitgetheilten Stellen.

h) Sie sind, der Zeitfolge nach, Eduard der dritte, Richard der dritte, Mustapha, Rosamunde und Krispus.

die Befreyung Thebens schrieb, bediente er sich, nach Wielands und Elias Schlegels Beyspiel *i*), des reimlosen Jambus und späterhin, nach Lessings Vorgang, in dem bürgerlichen Trauerspiel, Romeo und Julie, der Prosa. Aber wodurch er die Ausbildung der Tragödie mehr noch, als durch die Hintansetzung jener zufälligen Formen und Einschränkungen, beförderte, das war unstreitig die Erhebung über die falsche Zartheit und Schonung, die den französischen Tragikern so eigen ist und den Zuschauer um alles große und erhabene Gefühl bringt, indem sie ihm alles bittre ersparen will. Offenbar urtheilte Weiße hier richtiger. Seine Tragödien lassen uns das Schicksal der Leidenden nicht bloß ahnden, sondern empfinden, und versetzen uns nicht bloß in eine traurige Stimmung, sondern erregen den Affect des Mitleids. Er will nicht, daß die Saiten des Herzens nur leise anklingen; sie schüttern wirklich und tönen vernehmlich wieder. Wenn zu dieser bessern Einsicht in den Zweck der tragischen Kunst den Dichter auf der einen Seite das Nachdenken über die Natur der poetischen Gattung, die er bearbeitete, und die schärfere Beobachtung dessen, was auf dem Theater Wir-

i) Die Lady Johanna Gray des erstern und die aus dem Englischen übersetzte Sophoniske des letztern, die beyde in Jamben geschrieben sind, fallen bereits in das Jahr 1758.

kung hervorbringt, behülflich war, so ist es auf der andern nicht minder gewiß, daß auch die nähere Bekanntschaft mit Shakespeare, dem Antipoden der französischen Tragödie, das Ihrige dazu beytrug, um jene Einsicht lebendig zu machen.

Aber hierauf schränkt sich die Bekanntschaft mit dem englischen Dichter nicht ein; seine Wirkung erstreckt sich zugleich auf die Sprache des Deutschen. Wie wenig unsere Tragiker den Ausdruck der Leidenschaften zu treffen wußten, davon vermag sich Jeder aus den Stücken, die man um das Jahr 1759 auf unserer Bühne spielte, zu überzeugen. Auch von der Seite war die Nachahmung der Franzosen nicht ohne Folgen für uns gewesen. Sie, die von jeher den leidenschaftlichen Ausdruck gern mit dem rednerischen Prunke verwechselten, besser sich auf die Kunst das Ohr zu füllen, als auf die das Herz zu rühren, verstanden, und überhaupt geschickter sind, das Uebertriebene zu vermeiden, als das wirklich Große und Bewegende zu ergreifen, hatten unsere Tragiker, die ohnehin nichts so sehr fürchteten, als in den lohensteinischen Schwulst zu fallen, auf den nähmlichen Ton gestimmt. Aber wie man selten das Fremde sich rein und unverfälscht aneignet, so ging es auch hier. Was im französischen Trauerspiele rhetorische Schilderung war, wurde im deutschen chrienhafte Abhandlung, was in jenem

nur schwach klang, klang in diesem kraftlos und matt; und was dort noch als Körper erschien, löste sich hier in Dunst auf. Diesen Charakter trägt die Sprache der aus dem Französischen verdeutschten Tragödien, und keinen andern die der deutschen Originale aus jenem Zeitraume. Wie sehr indeß der tragische Ausdruck selbst in Alexandrinern einer größern Stärke und eines höhern Adels empfänglich sey, hatten Schlegel und Cronegk frühzeitig bereits gezeigt, und daß Weiße sich rühmlich an beyde anschloß, — wer, der ihn unparteyisch beurtheilt, wird es läugnen? Seine Tragödien verrathen größtentheils einen Dichter, der seinem Zeitalter, auch in Absicht der Darstellung, vorausgeeilt ist. Nie verliert er sich in jene lange ermüdende Weitschweifigkeit, in die nüchterne platte Geschwätzigkeit, die sich mit Empfindungen brüstet, ohne sie zu gewähren. Selten vertauscht er Natur und Einfalt um blendenden Schimmer und üppigen Prunk *k*). Sein Vers ründet sich nicht bloß gefällig und zierlich ab; er ist meistens voll und schreitet männlich einher.

Im Lustspiele hat sich Weiße in mehr denn e i n e r Gattung versucht. Bald giebt er, wie in seinen Poeten nach der Mode, die Lächerlichkeiten des

k) Wenigstens sind in jeder neuen Auflage seiner Trauerspiele der Prunkstellen weniger geworden.

Tages Preis, bald wählt er, wie in seinem Naturalien-Sammler und Project-Macher, allgemeinere Thorheiten zum Gegenstande seines Spottes; zuweilen sucht er, wie in List über List, durch komische Verwickelung zu belustigen, am häufigsten durch das rührende Schauspiel zu unterhalten und zu belehren. Man kann, wenn gefragt wird, an welche von diesen Gattungen er sich mit dem bessern Erfolge wagte, nicht wohl in Verlegenheit kommen, die rechte zu nennen. Weder komische Charaktere zu erfinden, noch komische Verhältnisse und Beziehungen auszudenken, ist Weißens Stärke, und er hat sich schwerlich richtig beobachtet, wenn er sich die Fähigkeit zutraut, die erstern, wenn nicht nach der Natur, doch nach einem gewissen Ideale zeichnen, und die letztern wenigstens zusammensetzen, wenn auch nicht nach den Regeln einer strengen Wahrscheinlichkeit ordnen zu können *l*). Was ihm am besten gelingt, ist unstreitig das rührende Lustspiel. Einen edlen Charakter aufzufassen und durchzuführen, eine Handlung zu ersinnen, die durch die Wendung, welche sie für die Tugend nimmt, den Zuschauer erheitert und froh macht, sich in die Lage der Großmuth und uneigennützigen Liebe zu versetzen und beyden die ihnen zukommende Sprache zu leihen, das sind die Aufga-

l) Man sehe die Vorrede zu seinen Lustspielen.

ben, die, weil sie seiner eigenen Denk- und Empfindungs-Art gemäß sind, nicht ohne Glück von ihm gelöst werden. Die Freundschaft auf der Probe, Großmuth für Großmuth, Amalia und einige andere gehören in diese Classe, — alles Stücke, die sich lange auf unserer Bühne und neben den Stücken Lessings und seiner Nachfolger erhalten haben. Gewiß schlägt man diese Schauspiele nicht über ihren wahren Werth an, wenn man ihnen nachrühmt, daß sie nicht bloß bey ihrer Erscheinung zu dem Besten, was die Muse des deutschen Lustspiels aufzuweisen hatte, gehörten, sondern daß sie überhaupt wohlthätig auf den theatralischen Geschmack wirkten, zur Ausbildung des Dialogs, dem es noch so sehr an Leichtigkeit, Geschmeidigkeit und Ungezwungenheit fehlte, das Ihrige beytrugen und das Gefühl für dramatische Schilderungen aus der Sphäre des häuslichen Lebens, die immer gefallen haben und gefallen werden, erweckten.

Der Ursprung der komischen Oper fällt in das Jahr 1752, und ging ganz eigentlich von dem Bedürfnisse beydes der Zuschauer und der damahligen kochischen Schauspielergesellschaft zu Leipzig aus. Jene, die den von Gottsched vertriebenen Hanswurst nur ungern vermißten, wünschten einen Ersatz, und diese, die sich auf keine Weise mit der abgegangenen

Schönemannischen Truppe vergleichen konnte, dachte auf ein Mittel, das Haus zu füllen, und gab zwischen den Akten ihrer ernsthaften Stücke, ja selbst zwischen den Akten der Tragödien, musikalische Zwischenspiele in italiänischer Sprache. Dieser wechselseitig gefühlte Drang nach scenischem Scherz und Gesange veranlaßte Weißen zuerst, die verwandelten Weiber des Engländers Coffey für das Leipziger Theater zu bearbeiten, und wiewohl Gottsched gegen den neu erwachenden Opern-Unfug, wie er es nannte, mächtig eiferte und eine Kritik und Schmähschrift der andern folgte, so entschied der Geschmack der Zuschauer dennoch für die neue Gattung *m*). Die verwandelten Weiber wurden mit eben dem Beyfalle, wie in unsern Tagen die Zauberflöte, aufgenommen und Weiße der Schöpfer eines Schauspiels, das sich seitdem beständig, obgleich unter oft veränderten Formen, auf unserer Bühne erhalten hat. In der That war die Losung durch das genannte Stück kaum gegeben, als auch schon, gerade, wie die geistlichen Epopöen, Nachtgedanken und anakreontischen Lieder, so nun die scherzhaften Opern, eine aus der andern, hervorkeimten und den deutschen

m) Man sehe die Chronologie des deutschen Theaters. S. 159. vergl. die Vorrede zu Weißens Operetten und Nicolai über einige Nachrichten von J. A. Hiller in der Berliner Monatsschrift von 1805. Januar S. 13. u. f.

Parnaß erfüllten. Allein, der zahlreichen Nachahmungen ungeachtet, behaupteten Weißens Operetten dennoch an zwanzig Jahre lang *) den ersten Rang auf der Bühne und verdienten ihn um so mehr, da ihr Verfasser, ob er gleich nicht sowohl eigner Erfinder als freyer Nachbildner französischer Originale ist, seinen Versuchen noch andere Vorzüge, als die bloße Munterkeit, zu geben wußte. Schon dadurch, daß er fast ausschließend Stücke bearbeitete, deren Scene auf dem Lande oder in der Idyllenwelt liegt, hat er ihnen manche nur in dieser Sphäre einheimische Schönheiten ertheilt. Nicht nur der Gesang ist so natürlicher und wahrer geworden; auch der Reiz der Darstellung hat durch die dem Landmanne eigenthümliche Einfalt und Unschuld gewonnen. Aber mehr noch verdankt die Gattung unstreitig Weißens für sie ganz eigen gestimmtem Genius. Gerade in ihr sind diese durchsichtige Verwickelung, diese lockre Schürzung des Knotens, diese einförmigen Charaktere und dieser Dialog von leichtem Gehalte an ihrer Stelle. Gerade hier verbergen sich manche Fehler unter dem Scheine der angenehmen Nachlässigkeit, oder fallen doch weniger auf, als im Trauer- und Lustspiele.

*) Weißens letzte Opern, der Aerntekranz und die Jubelhochzeit, fallen in die Jahre 1771 uud 1773.

Aber wie und wodurch, wird man fragen, haben wir dennoch den Geschmack an Weißens dramatischen Arbeiten verloren? Warum sind seine Tragödien und Komödien so ganz von unserm Theater verschwunden? und weshalb bleiben sogar seine Operetten, wenn ja einmahl eine gegeben wird, größtentheils ohne Wirkung? Es ist klar, daß diese und ähnliche Erscheinungen sich vollständig nur aus der Geschichte unserer gesammten poetischen Litteratur begreifen lassen. Hier können allein die Ursachen berührt werden, die zunächst in Weißens Schauspielen selbst liegen.

Die wenigste Schuld an der sie treffenden Gleichgültigkeit tragen gewiß seine Operetten. Schwerlich dürften itzt viele Singstücke auf dem deutschen Theater gegeben werden, die den vernünftigen Zuschauer besser befriedigten, als die Weißischen, noch der Abstand zwischen diesen und den wenigen, neuerdings aus Frankreich zu uns gekommenen, die in Absicht auf Ton und Inhalt eine Vergleichung zulassen, so groß seyn. Desto auffallender ist dagegen die Umwandlung, die unser Operntheater, sowohl in Betracht des Zwecks, als der die dichterische Darstellung unterstützenden Hülfsmittel, erfahren hat. Einst war die Durchführung einer Handlung Hauptsache, nun ist sie Nebensache. Einst machte

der Verstand seine Rechte geltend, nun tritt er bescheiden vor den Foderungen des Auges und Ohres zurück. Einst arbeiteten Tonkünstler und Machinist für den Dichter, nun arbeitet dieser für jene. Einst begnügten die erstern sich mit der Gelegenheit, die ihnen der letztere zur Ausübung ihrer Kunst darboth, nun fodern sie, daß er nichts früher bedenke, als wie er ihnen Veranlassung zu überraschenden Verwandlungen und musikalischen Prachtstücken geben möge. Bekanntlich finden weder glänzende Aufzüge noch reiche Scenerien, noch kunstvoll gesetzte und von Instrumenten vielfach begleitete Gesänge, mit einem Worte, nichts von allem dem, um dessen willen man itzt die Oper besucht, in Weißens Singstücken Statt. Abgerechnet; daß schon die Welt, in welcher sie spielen, den theatralischen Pomp nicht begünstigt, so haben auch Dichter und Tonsetzer lieber durch anspruchlose Einfalt gewinnen, als durch blendenden Schimmer bestechen wollen, und ihr Ziel auf diesem Wege nur um so besser erreicht; je weniger damahls Schauspieler und Zuschauer geübt genug waren, jene das künstlich Zusammengesetzte zu geben und diese es zu empfangen. Aber gerade in der zeitgemäßen Behandlung der Gattung liegt es, warum sie nun nicht mehr, wie ehedem, gefällt. Die Oper hat allmählig den beschränkten Kreis der Wirklichkeit verlassen und sich in das Gebieth der Möglichkeit hinüberge-

flüchtet, oder, wenn sie in dem wirklichen Leben spielt, ihm doch so viel Zufälliges und Unwahrscheinliches beygemischt, daß man sich in der Sphäre des Möglichen zu befinden glaubt. Die Dichter gehen darauf aus, die Einbildungskraft durch unerwartete Ereignisse aufzuregen, oder durch Vorführung phantastischer Erscheinungen und Gebilde zu beschäftigen, und die Zuschauer sind geneigt, ihnen allen schalen Unsinn und alle klägliche Reimerey zu verzeihn, sobald der erste durch ungesehene Theater-Verzierungen und unerwartete Verwandlungen vergütet und die letztere durch den Zauber einer berauschenden Harmonie gehoben wird. Bey einer solchen Wendung, wie diese Art der theatralischen Belustigungen genommen hat, müssen wohl nothwendig die Weißischen Operetten, neben unsere großen Opern gestellt, dürftig und farblos erscheinen, und die Einfachheit, die sie einst empfahl, für Nüchternheit gelten. Selbst um mit einer Fanchon und so manchem andern ihr ähnlichen Erzeugnisse der neuern Zeit zu wetteifern, bedürfte wenigstens die Musik eines höhern Charakters, als Hiller ihr geben durfte und gebne wollte.

Eine andere Bewandniß hat es mit Weißens Lustspielen. Wenn diese nicht mehr, wie ehedem, auf unsern Theatern gegeben werden, so liegt die

Ursache hiervon offenbar weder in der Umwandlung, welche die Gattung erfahren hat, noch in zufälligen Zeitumständen, sondern, dem größten Theile nach, in dem Dichter. Es ist wahr, auch Thorheiten kommen aus der Mode, oder gestalten sich doch bis zur Unkenntlichkeit um, und leicht mögen unter denen, die Weiße geschildert hat, einige seyn, von welchen das eine oder das andere gilt. Aber auch in solchen Stücken, die ihr Zeitalter überlebt haben, verschwinden doch die komische Kraft, wenn sie einige besitzen, nicht so ganz, daß nicht zum mindesten der unterrichtete Leser sie ahnden und die Wirkung, die sie einst erzeugte, begreifen sollte. Wie wenig dieß bey Weißens eigentlichen Lustspielen der Fall ist, werden alle zugestehn, die sich an Moliere und an andere komische Dichter aus den frühern Tagen der französischen Bühne erinnern. Durch die Kraft, die Wahrheit und das Leben ihrer Darstellungen ergetzen diese heute noch. In ihren Charakteren drückt sich die bestimmteste Individualität aus, und alle Lagen, in welche sie ihre Personen versetzen, zielen dahin ab, diese Individualität herauszuheben nnd zu bezeichnen. Dem deutschen Komiker kann man das eine so wenig als das andere nachrühmen. Seine Thoren geben zwar ein wahres, aber immer nur flach gehaltenes Bild, an dem die Züge nicht deutlich genug hervortreten, und seine Situationen sind nichts we-

niger als zweckmäßig berechnet. Es fehlt an jenem scharfen Beobachtungsgeiste, der nicht bloß die allgemeinen leicht bemerkbaren Aeußerungen der Thorheit und Leidenschaft aufgreift, sondern sich auch der feinern und eigentlich charakteristischen bemächtigt, und an jener glücklichen Erfindungsgabe, die für die handelnden Personen unter mehrern Gelegenheiten, sich zu entfalten, die interessanteste wählt. Auch sind diese Mängel nicht seinen Lustspielen allein eigen; sie haften nicht minder stark an seinen rührenden Dramen. Blandford, Nelson, Coraly sind gewiß recht liebenswürdige, aber, ich zweifle, ob auch eigenthümliche, ergreifende Charaktere. Der Wirth in der Amalia ist allerdings ein Wirth; aber wie weit steht er hinter dem Wirthe in der Minna? Der Antrag, den die verkleidete Amalia der Madam Freemann thut, veranlaßt freylich eine sehr anziehende Situation; aber würde diese nicht noch anziehender und anständiger zugleich werden, wenn der Antrag, wie schon Lessing vorschlug *o*), sich auf eine Verbindung, nicht auf eine Verführung bezöge? Juliens heimliche Liebe für Blandford ist unstreitig gut für den Ausgang, aber, ich weiß nicht, ob für den Gang des Stücks überhaupt, gut genutzt.

o) Dramaturgie Th. I. oder Sämmtliche Schriften Th. XXIV. S. 161.

Gegen Weißens Trauerspiele lassen sich, von Seiten der Erfindung und Anlage, eine Menge von Einwendungen und sehr gegründete vorbringen. Man kann mit allem Rechte sagen, daß Richard der dritte durchaus keine pathetische Empfindung, sondern bloß Abscheu errege, daß im Atreus und Thyest das Schreckliche sich in das Grausenvolle verliere, daß im Mustapha und Zeangir der eigentliche Held des Stücks, von dem ersten Augenblicke seiner Erscheinung an, durch die gefängliche Haft außer aller Thätigkeit gesetzt werde, daß man in der Flucht nicht recht begreift, warum die beyden Liebenden in einer Lage, wie die ihrige ist, nicht wenigstens den Versuch machen, sich dem Vater zu entdecken, daß Jean Calas, (ein übrigens gewiß tragischer Charakter,) vor dem Gedränge der Richter und der Häufung der gerichtlichen Verhöre kaum zum Worte komme und sich nicht gehörig entfalte, u. s. w. Aber schwerlich ist in diesen Unvollkommenheiten allein die Ursache zu suchen, warum die Weißischen Tragödien von unserer Bühne verschwunden sind: denn die nähmlichen oder doch ähnliche drücken mehrere neuere Trauerspiele, die gleichwohl eines fortdauernden Beyfalls genießen. Der wahre Grund liegt unstreitig in der schwachen Zeichnung der Charaktere, in der nicht scharf genug beobachteten Natur der Leidenschaften, in der überall sich äußernden beschränkten Kenntniß des innern

Menschen, und — in der Sprache. So sehr Weiße, als er auftrat, in Hinsicht der letztern, seinen Zeitgenossen voraus eilte, so bald wurde er gleichwohl überholt. Noch im Jahre 1768 schrieb Lessing p): „Wenn Richard der dritte auch keine Tragödie ist, so bleibt er doch ein dramatisches Gedicht, und wenn ihm die tragischen Schönheiten mangeln, so hat er dafür andere, hat Poesie des Ausdrucks, Bilder, Tiraden, kühne Gesinnungen, und einen feurigen hinreißenden Dialog.“ Es läßt sich zweifeln, ob Lessing einige Jahre später dieses Urtheil für das seinige erkannt haben würde, ja es ist so gar wahrscheinlich, daß er, der die Tiraden in den französischen Trauerspielen so bitter tadelt und in seiner Emilie so sorgfältig vermeidet, sie in dem Richard seines Freundes nur darum als verdienstlich heraushob, weil er die scharfe Kritik dieses Stückes wenigstens durch etwas mildern zu müssen glaubte. Was für Betrachtungen indeß auf Lessings Aeußerungen Einfluß gehabt haben mögen, so viel bleibt wenigstens gewiß, daß weder der poetische noch prosaische Dialog in Weißens Trauerspielen heute noch für feurig und hinreißend erkannt wird. Um einen solchen zu geben, müßte der Dichter entweder stärkerer Empfindungen fähig, oder reicher an erhabenen Ideen gewesen seyn,

p) Dramaturgie Th. II. S. 272.

mit einem Worte, auf einer höhern Stufe über seinem Zeitalter gestanden haben, als er wirklich stand. Nur einzelnen Stellen gebührt das Lob, daß tragische Kraft sie beseele, so wie dem Dichter selbst der unverächtliche Ruhm, wenn nicht mit kühnen Rossen um das Ziel herum gelenkt, doch mit muthigen die Bahn dahin gebrochen zu haben.

Wenn man gleich erst nach Weißens dramatischen Versuchen seine lyrischen nennen kann, so bleibt den letztern ihr Werth darum doch unverkümmert. Er hat durch seine scherzhaften Lieder, die zuerst im Jahre 1758 erschienen, die Sphäre des leichten fröhlichen Gesangs, der damahls, außer Hagedorn, Gleim und Lessing noch wenig Beförderer zählte, erweitert, und durch seine Kinderlieder, deren erste Ausgabe in das Jahr 1766 fällt, sich ein bleibendes Verdienst um die Jugend erworben und dieses in der Folge durch seinen bekannten Kinderfreund um ein großes erhöht. Noch itzt hört man zuweilen in muntern Kreisen eines jener scherzhaften Lieder erschallen und empfängt es mit derselben Herzlichkeit, mit der es der Dichter gab; noch itzt erhöhen seine Kinderlieder das Vergnügen der jungen Jahre und wirken zur Veredlung der jungen Herzen. Aber am vortheilhaftesten erscheint Weiße, als Lyriker, unstreitig in den Amazonenliedern q). Hier nannte man ihn von

q) Zum ersten Mahl gedruckt 1762.

jeher mit Recht neben seinem Vorbilde, dem preußischen Grenadier, dem er in keinem Stücke nachsteht, diejenigen Schönheiten ausgenommen, welche jener Dichter aus dem bestimmten Vaterland, dem bestimmten National-Charakter und den allgemein bekannten großen Ereignissen und Begebenheiten gewann. So mannigfaltig und glücklich erfunden die Situationen sind, in die er seine Heldinn versetzt, eben so wahr, groß und edel sind die Empfindungen, die er ihr leiht, und so stark und erhaben die Sprache ist, die sie redet, eben so männlich und kräftig ist der Rhythmus, in dem sich diese Sprache bewegt. Die meisten Züge haben ihre alte Bedeutsamkeit für uns behalten und eine Menge Bilder nichts von ihrer Wärme und Frische verloren, ein trifftiger Grund zu glauben, daß auch die kommende Zeit sich ihrer erfreuen werde.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Inhalt.

Erstes Stück.

Ueber die Religion der alten Deutschen. Fortsetzung der im zweyten Stück des sechsten Bandes abgebrochnen Abhandlung. S. 1
Was wissen wir von dem Glauben der Völker im skandischen Nord? 69
Aristophanes. 113
John Milton. 169

Zweytes Stück.

Ueber die Poesie der Alten und Neuern. 213
P. Virgilius Maro. 241
T. Lucretius Carus. 310
Die spätern epischen Dichter der Römer:
Lucan. 337
C. Silius Italicus. 369
(Valerius Flaccus und Papirius Statius folgen im nächsten Stück.)
Christian Felix Weisse. 385

Druckfehler im sechsten Theile.

Seite 82, Zeile 14. v. u. ist zu lesen 2000. 151, 5. ihm. 228, 4. v. u. sehn. 230, 13. nimmer für immer. 235, 4. v. u. verleihen. 299, 6. streitig machte. 303, 8. v. u. kämpften. 309, 11. welche für die. 16. Schändlichkeit. 329, 3. viele. 10. verdammet. 331, 8. seinen. 8. v. u. Scheilan. 332, 3. Dorischen. 9. v. u. hofften. 340, 14. nannt'. 345, 3. Gellius. 346, 9. die einst für die meisten. 350, 17. an für am. 359, 2. Lehrdichter für Lehrgedichte. 364, 3. dem Gedichte. 368, 12. nennet. 369, 5. in. 371, 8. das für was. 374, 11. gestatten. 378, 12. v. u. nie. 388. 15. Ireutikon. 389, 15. bithynischen. 390, 11. Orithyien. 391, 1. an sich für das sich. 3. v. u. Maßen. 392, 4. v. u. Wie für Wir.

In der Abhandlung über die Nordische Mythologie

Band 6. Stück 2.

S. 253. Z. 6. v. u. Kriegskunst **Weniger.**

= 254. Z. 1. v. u. Allmannei.

= 258. Z. 4. leitete. N. *h*. Z. 8. Pellontier.

= 260. N. *l*. Z. 3. v. u. Nationen.

= 269. N. *n*. Z. 12. Gesandte.

= 270. N. *y*. Z. 8. so viele in gar — —

= 274. Z. 12. scheidet. 18 und 21. Galen.

= 275. N. *g*. Z. 1. arbitrantur.

= 278. N. *o*. Z. 2. fällt es aus.

= 279. N. *q*. Z. 5. Claudianus.

= 280. N. *u*. Z. 2. weissagenden. Z. 2. v. u. fällt **ihn** weg.

= 286. N. *z*. Z. 15. fällt **der** weg.

= 287. Z. 7. Kapitulare. N. *c*. Z. 6. A. I.S. O. B. N. *rr*. Z. 2. Bonav.

= 290. N. *e*. Z. 3. Heydenheim. N. *k*. Z. 9. Wonach.

Band 7. Stück 1.

S. 1. N. *a*. Z. 8. Moseh.

= 2. Z. 3. langem Umherkreisen. 10. Bild eines.

S. 4. Z. 6. fällt und nach ham weg. 17. unsern
= 5. Z. 1. v. u. und wie alle Norddeutschen.
= 8. Z. 15. Tenkterer.
= 11. Z. 9. die Namen sind aus Versehen mit lateinischen Lettern gedruckt. N. p. Z. 8. Nepos.
= 14. N. v. Z. 1. Janus zu —
= 25. N. p. Z. 1. ist ein.
= 27. Z. 3. v. u. fällt die Hinweisung r) weg, da die Note zu der folgenden Note s gehört.
= 28. Z. 10. Fricco st. Frea.
= 31. Z. 1. v. u. fällt den weg.
= 34. Z. 4. Altar. N. x. Z. 7. Anderer.
= 36. Z. 2. was vielleicht gar nicht.
= 39. Z. 13. ist mindestens eine.
= 41. Z. 5. v. u. Christus.
= 46. N. p. Z. 5. obsedit.
= 47. N. s. Z. 2. redlich. 5. Meisler.
= 49. Z. 14. zur Ehre.
= 54. Z. 2. v. u. In der Z. 1. Toringen. N. d. fällt I von 142 weg.
= 55. Z. 15. Heringen.
= 58. N. k. Z. 10. Apostaten. und 13. Othlonus.
= 61. N. o. Z. 6. Cusas.

S. 62. Z. 13. Krodo, st. ihm.

" 63. Z. 2. Fanka.

" 66. N. x. Z. 10. einem heidnischen Gott.

" 74. Z. 1. Insel. Z. 15. Dunkel.

" 81. Z. 22. Winuler.

" 83. Z. 8. für ihre Götter fallen weg.

" 88. Z. 2. v. u. Ausbreitung.

" 90. Z. 8. Herigar.

" 91. Z. 16. geschätzt.

" 98. Z. 2. v. u. Warph. Z. 1. Thinc.

" 99. Z. 12. hochberühmten.

" 105. Z. 8. Maifeldes. 9. Upstalbom.

" 106. Z. 9. Suodeven.

" 109. Z. 10. v. u. st. Insel Gothland, stehen: das Land.

Druckfehler im siebenten Bande der Nachträge.

Seite 113. Zeile 3. v. u. ist zu lesen: und die politischen. S. 121. Z. 1. entgegenzuwirken. S. 132. Z. 7. zwölf oder dreyzehn für fünf oder sechs. S. 145. Z. 11. ein Megarenser. S. 148. Z. 5. Citharöde. S. 154. Z. 9. v. u. Demos. S. 165. Z. 12. v. u. Levesque. S. 215. Z. 16. Neuern für Römern: S. 228. Z. 3. der künftigen. S. 248. Z. 16. Komatas. 18. liebekranke. S. 253. Z. 16. Timavus. S. 255. Z. 13. unbeantwortet. S. 263.. Z. 15. Düngen für Dünger. S. 270. Z. 1. sich. S. 288. Z. 10. v. u. und wie für und wo. S. 323 Z. 1. ihren. S. 329. Z. 3. v. u. est. S. 336. Z. 10. des für die. S. 338. Z. 12. zum Dichter. S. 354. Z. 7. v. u. Staatswohl. S. 360. Z. 8. v. u. Befragung für Befreyung. S. 361. Z. 17. damnata. S. 365. Z. 15. Feldherrnnahm'. S. 367. Z. 11. müßte. S. 378. Z. 5. öftesten.

Neueste Verlagsbücher

der

Dykischen Buchhandlung

in Leipzig.

Apocryphi libri Vet. Testam. Textum graecum edidit et variarum lectionum delectum adjecit I. C. W. Augusti. 8 mai. 1 Rthlr. 12 Gr.

Betrachtungen, militärische und politische, über den jetzigen Zustand von Europa, von einem deutschen Offizier. 8. 6 Gr.

Bibliothek, neue, der schönen Wissenschaften und der freyen Künste 67r bis 70r Bd. gr. 8. 4 Rthlr.

Blätter, dreyßig, für Schulen. Hauptgegenstände: Sprachlehre, Geographie, Geschichte, Sternkunde, Moral, Religion. 8. auf Schreibpp. 16 Gr. auf Druckpp. 12 Gr.

Empfindungslaute. Gespräch eines Vaters mit seinen Kindern, als Anleitung zum Gebrauch der Lesemaschine beym Privatunterricht. 8. 3 Gr.

Hevelke, Heinrich, juristisches Handwörterbuch für Rechtscandidaten, vorzüglich als Vorbereitungsmittel zum Examen, und für Nichtjuristen gebildeter Stände. Mit einer Vorrede vom Regierungsrath Hiltebrandt. 2 Theile. gr. 8. 4 Rthlr.

Hörstel, D. Lud., Leben, Thaten und Meinungen merkwürdiger Männer aus dem Alterthume. Ein Lehrbuch zur Begründung des ersten Cursus in der allgemeinen Völkergeschichte, besonders für gelehrte Schulen, nach der Zeitfolge geordnet und aus den Quellen des Alterthums geschöpft. 1ster Theil. Von Adam bis Romulus. gr. 8. 1 Rthlr. 4 Gr.

Hungar, Carl Ferdin., der Sohn der Natur, oder Briefe über Eudämonismus und menschliche Glück-

seligkeit in Beziehung auf das kritische Moralsystem. 2ter u. letzter Bd. gr. 8. 1 Rthlr. 16 Gr.

Jacobs, Fr., animadversiones in epigrammata Anthologiae graecae secundum ordinem analectorum Brunckii Vol. III. P. II. 8 maj.
auf Schreibpp. 2 Rthlr. 12 Gr.
auf Druckpp. 2 Rthl.

Müssen wir nicht von England getrennt werden? verneinend beantwortet von einem Hannoveraner. 8. 12 Gr.

Platonis doctrina de Deo. E dialogis ejus in usum scholarum, philologorum, philosophorum et theologorum excerpta in ordinem redacta auctore Ludw. Hörstel. 8 mai. 1 Rthlr.

Sammlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauch für praktische Aerzte. 21ter Band. 1 Rthlr. 16 Gr.

Schweiz, die ehemalige und gegenwärtige, in Rücksicht ihrer politischen und militärischen Lage gegen das übrige Europa. 2 Theile. gr. 8. Zürich und Bern. 1 Rthlr. 4 Gr.

Weisser, Christoph Friedrich, acht Romanzen. 8. 8 Gr.

Wezels, (D. J. K.) System der anthropologisch-physiologischen Somatologie oder der Naturlehre des thierisch-menschlichen Körpers und Lebens, nebst einer allgemeinen Einleitung in die Anthropologie überhaupt und in die empirische insbesondere. Zwey Bände. gr. 8. 4 Rthlr. 12 Gr.

Dessen Grundriß des eigentlichen Systems der anthropologischen Psychologie überhaupt und der empirischen insbesondere. Erster Band. gr. 8. 2 Rthlr. 8 gr.

Zur Ostermesse 1805. erscheinen:

Aufsätze; vornehmlich zum Unterricht in der Religionsgeschichte und allgemeinen Weltgeschichte. Ein Nachtrag zu den dreyßig Blättern für Schulen. 8. 6 gr.

Augusti, Joh. Christ. Wilhelm, Lehrbuch der christlichen Dogmengeschichte. gr. 8.

Bibliothek, neue, der schönen Wissenschaften und der freien Künste, 71r Bd. 1s Stück. gr. 8. 12 gr.

Demosthenes Reden. Aus dem Griechischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Friedr. Jakobs. 8.

Hörstels, Dr. Ludwig, praktischer Versuch einer deutschen Verskunst, wodurch jeder Leser in den Stand gesetzt wird, die vornehmsten deutschen Versarten, die jambischen, trochäischen, daktylischen, elegischen, anapästischen und die aus diesen vermischt zusammengesetzten, kennen zu lernen. Aus klassischen deutschen Dichtern gezogen und zum Besten aller deutschen Schulen geordnet. gr. 8. 1 thlr. 8 gr.

Dessen Leben, Thaten und Meinungen merkwürdiger Männer aus dem Alterthume. Ein Lehrbuch zur Begründung des ersten Cursus in der allgemeinen Völkergeschichte, besonders für gelehrte Schulen, nach der Zeitfolge geordnet und aus den Quellen des Alterthums geschöpft, 2r Band. Von Romulus bis Alexander. gr. 8.

Jakobs, Friedrich, Allwin und Theodor, ein Lesebuch für Kinder. Erster Theil. Zweyte Auflage. Mit einem Kupfer von Penzel. 8. 14 gr.

(Ein 2ter Theil erscheint zur Michaelmesse.)

Manso, J. C. F., Sparta. Ein Versuch zur Aufklärung der Geschichte und Verfassung dieses Staates. 3n und letzten Bandes 1r und 2r Theil. gr. 8.

Petri, Friedr. Erdmann, (Prof. zu Fulda) Magazin der pädagogischen Litteratur - Geschichte. Erste Sammlung. gr. 8.

Sammlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauch für praktische Aerzte, 22n Bds 1s und 2s Stück, gr. 8. 20 gr.

Dasselbe Werk im Auszuge, nebst neuen Anmerkungen 7r Theil, welcher den 19ten, 20ten und 21ten Band des größern Werks in sich begreift. Herausgegeben von Dr. Chr. M. Koch, und nach dessen Tode fortgesetzt. gr. 8. 2 thlr.

Weissers, Friedr. Chrph., kleine Satyren und Tändeleyen. Mit einem Kupfer von Penzel. 8.

Wezels, Dr. Joh. Karl, Grundriß eines eigentlichen Systems der anthropologischen Psychologie. 2ter u. letzter Theil. Empirische Psychologie. gr. 8. 2 thlr.

Witte, Karl, Bericht an Se. Königl. Majestät von Preussen über das Pestalozzische Institut in Burgdorf. 8. 6 gr.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Dyck, Johann Gottfried, 1750-1815 [Herausgeber] / Schaz, Georg, 1763-1795 [Herausgeber] / Sulzer, Johann Georg, 1720-1779 [Begründer eines Werks] [Sonstige]
Charaktere der vornehmsten Dichter aller Nationen nebst kritischen und historischen Abhandlungen über Gegenstände der schönen Künste und Wissenschaften
Bd.: Siebenter Band

Leipzig 1805

L.eleg.g. 79-7,1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10812431-4
VD18 11039949-002